



Marianne Helfer Herrera Erazo

## Os retornados

Eine biografische Perspektive auf die Rückwanderung von  
Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus der Schweiz  
nach Galicien (Spanien)

Arbeitsblätter des Instituts für Sozialanthropologie der Universität Bern

Herausgegeben von:

Corina Berger Megahed  
Silvia Heizmann  
Marianne Helfer Herrera Erazo  
Verena Rothen  
Michael Toggweiler  
Saskia Walentowitz  
Jana Zemp  
Heinzpeter Znoj

Institut für Sozialanthropologie  
Länggass-Str. 49A, CH-3000 Bern 9  
Fax +41 31 631 42 12  
E-Mail: [information@anthro.unibe.ch](mailto:information@anthro.unibe.ch)

ISBN-13: 978-3-906465-37-1  
EAN: 9783906465371

© Marianne Helfer Herrera Erazo und Institut für Sozialanthropologie der Universität  
Bern

URL: [http://www.anthro.unibe.ch/content/publikationen/arbeitsblaetter/arbeitsblatt\\_37/index\\_ger.html](http://www.anthro.unibe.ch/content/publikationen/arbeitsblaetter/arbeitsblatt_37/index_ger.html)

This is the electronic edition of Marianne Helfer Herrera Erazo, „Os retornados. Eine biografische Perspektive auf die Rückwanderung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus der Schweiz nach Galicien (Spanien)“, Arbeitsblatt Nr. 37, Institut für Sozialanthropologie, Universität Bern, Bern 2007

ISBN-13: 978-3-906465-37-1

EAN: 9783906465371

Electronically published March, 2007

© Marianne Helfer Herrera Erazo und Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. All rights reserved.

This text may be copied freely and distributed either electronically or in printed form under the following conditions. You may not copy or distribute it in any other fashion without express written permission from me or the Institut für Sozialanthropologie. Otherwise we encourage you to share this work widely and to link freely to it.

#### Conditions

You keep this copyright notice and list of conditions with any copy you make of the text.

You keep the preface and all chapters intact.

You do not charge money for the text or for access to reading or copying it.

That is, you may not include it in any collection, compendium, database, ftp site, CD ROM, etc. which requires payment or any world wide web site which requires payment or registration. You may not charge money for shipping the text or distributing it. If you give it away, these conditions must be intact.

For permission to copy or distribute in any other fashion, contact: [information@anthro.unibe.ch](mailto:information@anthro.unibe.ch)

„La gente de esta tierra  
puede andar en siete mares,  
puede correr cuarenta mundos,  
pero jamás olvida  
el camino de regreso“

Marianne Helfer Herrera Erazo

## Os retornados

Eine biografische Perspektive auf die Rückwanderung  
von Arbeitsmigrantinnen und -migranten aus der  
Schweiz nach Galicien (Spanien)

„La gente de esta tierra puede andar en siete mares, puede correr cuarenta mundos, pero jamás olvida el camino de regreso“

Mit diesen Worten soll der galicische Steuermann Diego Sarmiento den Kapitän der *Pinta*, eine der fünf Karavellen Kolumbus' auf dessen erster Reise in die „Neue Welt“, beruhigt haben, als sie auf der Rückreise von Amerika durch den Nebel vor der galicischen Küste segelten.

Aus: Freixanes, Victor F. 2005: Detrás de la niebla. *El País*, Suplemento *Babelia*: La encrucijada gallega, 11.06.2005.

## **Danksagungen    Agradecementos    Agradecimientos**

Vorliegende Arbeit konnte nur dank der grossartigen Unterstützung verschiedenster Personen realisiert werden.

Este trabajo sólo se ha podido realizar gracias al apoyo de múltiples personas.

Os meus máis fondos agradecementos van dirixidos a todas as persoas que me recibiron nas súas casas e me brindaron o seu tempo e a súa historia. A vostedes quero dedicarlles este traballo.

Moitas grazas tamén a Francisco Areosa, pola súa axuda e compañía; Santiago Garrido, por compartir comigo o seu cariño pola súa terra galega; Adela Vázquez e Manuel Vilar polos seus consellos e a súa hospitalidade; Lucía, José Antonio e Mari-Carmen, pola súa acollida familiar; Dolores Bermúdez e Manuel Domínguez polas súas valiosas informacións.

Vielen Dank an Marco Bowald, Urs Hofmann, Sabine Jaggi, Ursula Pfander und Silvia Süess für ihre wertvollen Ratschläge.

Y muchas gracias, en especial, a Rafael, por su paciencia.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b> .....	<b>1</b>
1.1	Forschungsfrage und -ziel .....	2
1.2	Aufbau der Arbeit.....	3
<b>2</b>	<b>Theoretische und historische Grundlagen</b> .....	<b>4</b>
2.1	(Re)Migration und Biografie.....	4
2.1.1	Von Typen zu Akteuren: Remigrationsforschung.....	4
2.1.2	Von Individuum und Struktur: Biografieforschung .....	6
2.1.3	LebensReise: Alter und Migration .....	8
2.2	Aus- und Rückwanderung in der Schweiz und in Galicien .....	9
2.2.1	Rückkehrorientierte Logik: Arbeitsmigration in der Schweiz .....	9
2.2.2	Migration als Lebensmuster: Auswanderung in Galicien .....	12
2.2.3	ArbeitsmigrantIn wird RentnerIn: Remigration .....	16
<b>3</b>	<b>Forschungsprozess</b> .....	<b>18</b>
3.1	Sampleauswahl und Forschungsaufenthalte.....	18
3.2	Datenerhebung und -auswertung: methodisches Vorgehen .....	20
3.3	Angaben zu den Interviewsituationen .....	22
<b>4</b>	<b>Os Retornados: Datenpräsentation und -auswertung</b> .....	<b>28</b>
4.1	Kurzbiografien und Fallanalysen .....	28
4.1.1	Antía und Anxo: Die Einheit von Haus und Familie .....	28
4.1.2	Beatriz und Bieito: Befriedigungsaufschub für die Zukunft .....	35
4.1.3	Celia und Carlos: Von der Arbeitsmigration zur Subsistenzlandwirtschaft.....	41
4.1.4	Dolores und Daniel: Die guten Arbeitskräfte.....	48
4.1.5	Elena und Eduardo: Remigration als Krisenbewältigung .....	53
4.1.6	Felisa und Fermín: Der plötzliche Ruhestand .....	60
4.1.7	Gabriela und Gonzalo: Die Ausnahme bestätigt die Regel.....	65
4.2	Vergleichende Analyse .....	72
4.2.1	Die Auswanderung .....	72
4.2.2	Das Haus.....	73
4.2.3	Die Wiederbelebung der Vergangenheit .....	75
4.2.4	Migration als Parenthese .....	76
4.2.5	Family business .....	77
4.2.6	Rückkehrplanung und Familie .....	79
4.2.7	Produktive Autonomie.....	79
4.2.8	Das Dazwischen .....	80
<b>5</b>	<b>Schlusswort</b> .....	<b>82</b>
	<b>Bibliografie</b> .....	<b>85</b>

# 1 Einleitung

Als ich im März 2005 in Bern in den Bus stieg, der mich in einer fast 30-stündigen Fahrt ins galicische Carballo<sup>1</sup> bringen sollte, war ich mir nicht bewusst, dass ich mich damit bereits mitten ins Forschungsfeld begab. Ich hatte mich nicht aus forschungsrelevanten Gründen für die lange und anstrengende Busfahrt entschieden, sondern hatte damit schlicht die billigste Reisevariante gewählt. Ahnungslos, dass ich mich als einzige Schweizerin unter mehrheitlich männlichen galicischen Arbeitsmigranten, die ihren Osterurlaub antraten, wieder finden sollte. Mein freundlicher Sitznachbar nahm mit Erstaunen zur Kenntnis, dass neben ihm nicht eine Seconda auf dem Weg zu ihren Eltern oder Grosseltern sass, sondern eine Ethnologie-Studentin, die Menschen wie ihn zum Forschungsobjekt hat. Das Erstaunen wandelte sich schnell in Interesse und schon vor der französischen Grenze war ich über die Rückkehrpläne von Faustino im Bilde. Ich erkannte, dass ich mit meinem Vorhaben, in Carballo und Umgebung aus der Schweiz zurückgekehrte ArbeitsmigrantInnen zu interviewen, nicht ein Randphänomen untersuchen würde, sondern vielmehr einen Teil der alltäglichen Realität einer Gesellschaft. Als ich schliesslich nach langer Reise im 30 000 EinwohnerInnen zählenden Carballo ankam, bestätigte sich mein Eindruck: Bar „Berna“, Bar „Suiza“ oder Bar „Caracas“ luden zum Verweilen ein; Gespräche unter den Bargästen drehten sich um die schweizerischen Pensionskassen und Invalidenrenten; kaum ein Tag, an dem die Zeitungen nicht über



Abbildung 1



Abbildung 2

<sup>1</sup> Carballo ist der Hauptort des Bezirks Bergantiños in der Provinz A Coruña, die zusammen mit den Provinzen Lugo, Ourense und Pontevedra die Comunidad Autónoma von Galicien am äussersten nordwestlichen Zipfel Spaniens bildet. (Abb. 1 verändert übernommen aus: <[galice.net.free.fr](http://galice.net.free.fr)>, 01.12.2005; Abb. 2 aus: <[todosvacunados.com/calendario\\_paises/espana/galicia.htm](http://todosvacunados.com/calendario_paises/espana/galicia.htm)>, 01.12.2005.)



die Diaspora im fernen Argentinien oder den Club Gallego in Hamburg oder Genf berichten; die Kellnerin, der Taxifahrer, jede zufällige Bekanntschaft wusste mir etwas über ihre Jahre in der Migration zu berichten; ich fuhr durch nur aus neu gebauten, leer stehenden Häusern bestehende Weiler, deren BewohnerInnen, wie mir berichtet wurde, in der Schweiz, in Deutschland oder auf den kanarischen Inseln arbeiteten. Mir wurde klar: Migration stellt im Bezirk Bergantiños, dessen Hauptort Carballo ist, keinen Sonderfall dar, sondern die Regel.

## 1.1 Forschungsfrage und -ziel

Migration wird meist als das Verlassen der Heimat und das Ankommen und Leben an einem fremden Ort verstanden. Die Bewegung in die andere Richtung, die Rückwanderung<sup>2</sup> an den Herkunftsort, und erst recht bei älteren Menschen, ist heute noch kaum ins Blickfeld von Gesellschaft und Forschung geraten. Dies obwohl seit den 1990er-Jahren viele GastarbeiterInnen<sup>3</sup> im Alter in das Herkunftsland zurückkehren (Richter 2004: 271).

Ein Verbleib im Aufnahmeland nach dem Eintritt ins Rentenalter würde die ursprüngliche Konvention der Anwerbung verletzen. Daher entfällt mit der Aufgabe der Erwerbstätigkeit für das Aufnahmesystem strukturell jegliche Legitimation für eine Fortsetzung des Aufenthalts. (Dietzel-Papakyriakou 1993: 145). Für ArbeitsmigrantInnen stellt sich im Alter darum immer die Frage nach ihrem Status in der Schweiz, und die Entscheidung über den Verbleib in der Schweiz oder die Remigration wird unumgänglich (Bolzman et al. 1996: 124-125).

Auch in meiner eigenen wissenschaftlichen Beschäftigung mit Migration waren Rückkehr und Alter bisher ausgeblendet gewesen. Ich habe mich deshalb dazu entschlossen, im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit den Blick gleich in zweierlei Hinsicht zu erweitern und mich der Remigrationserfahrung älterer Menschen zu widmen.

Anhand biografischer Interviews mit galicischen RemigrantInnen, die nach vielen Jahren des Aufenthalts in der Schweiz nach Galicien zurückgekehrt sind, stelle ich die Frage, wie sich die Remigration aus der individuellen Biografie heraus verstehen lässt. Dabei stehen für mich drei Phasen im Zentrum: Erstens die Rückkehrorientierung<sup>4</sup>: Welche Ausprägung und Wir-

---

<sup>2</sup> Im Folgenden verwende ich die Begriffe Rückwanderung, Rückkehr, Rückkehrmigration und Remigration als Synonyme und meine damit den Prozess, bei dem Menschen nach einer signifikanten Zeitspanne in einem anderen Land in ihr Herkunftsland oder an ihren Herkunftsort zurückkehren, um sich dort niederzulassen. Für eine Diskussion der verschiedenen in der Forschung verwendeten Begriffe siehe King (2000: 8-9).

<sup>3</sup> Ich verwende diesen heute nicht mehr gebräuchlichen Begriff bewusst, um mich auf den Diskurs jener Zeit zu beziehen, in der die von mir befragten Personen in die Schweiz gewandert sind. Zur schweizerischen Einwanderungspolitik siehe Kapitel 2.2.1.

<sup>4</sup> Unter Rückkehrorientierung verstehe ich, mich auf die Definition von Dietzel-Papakyriakou (1993: 102) stützend, das gesamte Spektrum der Zielsetzungen im Lebensentwurf der ArbeitsmigrantInnen, das sich von konkreten unmittelbaren Rückkehrplänen bis hin zu einer mit langer

kung hatte die Rückkehrorientierung während der Migration? Zweitens die Rückwanderung: Wann, warum und wie wurde der Entscheid zur Remigration gefällt, und wie wurde er vollzogen? Und drittens die Bewältigung der Remigration: Wie wird die Erfahrung der Rückwanderung verarbeitet, und welche Bilanz wird aus dem eigenen Migrationsverhalten gezogen?

Anhand von Einzelfallstudien verfolge ich in meiner Arbeit das Ziel, das subjektive Erleben von RemigrantInnen in einem ganz spezifischen räumlichen und kulturellen Kontext zu beschreiben und zu analysieren.

## 1.2 Aufbau der Arbeit

Nach dieser Präsentation von Forschungsfrage und -ziel werden im nächsten Kapitel die theoretischen und historischen Grundlagen meiner Arbeit vorgestellt: Im ersten Teil soll mit einer Übersicht der Schwerpunkte in der Remigrationsforschung (2.1.1) und einer Diskussion der in der Biografieforschung verwendeten Begriffe und Konzepte (2.1.2) das theoretische Fundament meiner Forschung deutlich gemacht werden. Dem folgen einige Ausführungen zur bisherigen Forschung zu Migration und Alter (2.1.3).

Die Arbeitsmigration in der Schweiz (2.2.1), die historische Bedeutung der Auswanderung in Galicien (2.2.2) und das Phänomen der Remigration (2.2.3) sind Themen des zweiten Teils dieses Kapitels. Diese Ausführungen sind lediglich als theoretisch-historischer Rahmen meiner Forschung zu verstehen, die vertiefte theoretische Diskussion wird direkt in der Datenauswertung vorgenommen. Ich werde also in der Datenpräsentation und -auswertung Deskriptives und Analytisches miteinander verbinden und damit in Anlehnung an die Grounded Theory den untersuchten Einzelfall nicht zur Illustration theoretischer Überlegungen nutzen, sondern ihn in theoriebildender Absicht rekonstruieren (Strauss 1998: 12).

In Kapitel drei mache ich nach einigen Ausführungen zur Sampleauswahl und Kontaktaufnahme auch Angaben zu meinen Forschungsaufenthalten (3.1). Danach gehe ich auf mein methodisches Vorgehen bei der Datenerhebung und -auswertung ein (3.2) und schliesse das Kapitel mit einer Schilderung der einzelnen Interviewsituationen (3.3).

Im ersten Teil von Kapitel vier, das der Präsentation und Auswertung meiner Daten gewidmet ist, werden die Fallbeispiele einzeln vorgestellt und analysiert (4.1). Im zweiten Teil nehme ich eine zusammenfassende und vergleichende Analyse vor (4.2).

Im Schlusswort in Kapitel fünf stelle ich meine zentralen Erkenntnisse dar und schliesse mit einem persönlichen Fazit meine Arbeit ab.

## 2 Theoretische und historische Grundlagen

### 2.1 (Re)Migration und Biografie

Vorliegende Arbeit ist thematisch sowohl in der Migrations-, wie in der Biografieforschung anzusiedeln und ist auf Anleihen aus Theorien beider Forschungsbereiche angewiesen. Ich gehe darum an dieser Stelle auf die Entwicklungen in der Remigrationsforschung und auf die für meine Untersuchung relevanten Konzepte und Begriffe der Biografieforschung ein und nähere mich gleichzeitig der biografischen Dimension von Migration. Schliesslich diskutiere ich kurz die bisherige Forschung zu Migration und Alter.

#### 2.1.1 Von Typen zu Akteuren: Remigrationsforschung

Obwohl Remigration nur einen Spezialfall von Migration darstellt, schenkte die Migrationsforschung der Rückwanderung lange Zeit praktisch kaum Beachtung. So schreibt King (2000: 7) in seiner Besprechung der Remigrationsforschung:

„Return migration is the great unwritten chapter in the history of migration.“

Sowohl King wie auch Gmelch führen dieses Nischendasein der Remigrationsforschung innerhalb der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Migration auf das Verständnis von Migration als einmalige Bewegung in eine einzige Richtung zurück:

„[...] the view of migration as a once-and-only phenomenon which arose from the nineteenth century transatlantic experience dominated migration studies.“(Gmelch 1980: 135)

Migration wurde gemeinhin als die Wanderung aus dem ruralen in den urbanen Raum (ebd. 1980: 135), respektive von der Peripherie ins Zentrum (Unger 1983), angesehen. Erst seit Migration als System aufgefasst wird, sind Wanderungen in umgekehrter Richtung ins Blickfeld der Wissenschaft geraten (Gmelch 1980: 136). Die Schwerpunkte dieser Remigrationsforschung, die ihren Anfang in den 1970er-Jahren hatte, lagen auf der Untersuchung der – in erster Linie ökonomischen – Auswirkungen der Remigration auf die Herkunftsgesellschaft und der Entwicklung von RemigrantInnen-Typologien.

Die Entsendung von Arbeitskräften war für die Herkunftsländer stets mit der Hoffnung verbunden, die zurückkehrenden MigrantInnen würden Arbeitserfahrung und Fachwissen mitbringen und ihr erspartes Kapital auf entwicklungsfördernde Weise investieren. Gemäss Gmelch (1980: 146) zeigen empirische Studien aber, dass dieser von den Entsendeländern erhoffte Gewinn weitgehend ausblieb. Meist werden MigrantInnen in den Aufnahmeländern in wenig qualifizierten Arbeitsfeldern eingesetzt, und diejenigen, die sich im Ausland Fachwissen aneignen, finden in ihren Herkunftsländern kaum die Möglichkeit, dieses anzuwenden. Hinzu kommt, dass Ersparnisse meist in den Häuser- und Wohnungsbau und häufig in den Aufbau eines eigenen Geschäfts investiert werden. Es handelt sich also um so genannte un-

produktive Anlagen, weil weder Arbeitsplätze generiert, noch Fachwissen und Kapital transferiert werden (Gmelch 1980: 146-150).

Auch Cerase, dessen Modell in der Remigrationsforschung bis heute grosses Gewicht besitzt, orientiert sich für die Entwicklung seiner vier RemigrantInnen-Typen vor allem an der Verwendungsweise der Ersparnisse.<sup>5</sup> Neben der „Rückkehr des Versagens“ („return of failure“)<sup>6</sup> und der „Rückkehr zum Ruhestand“ („return of retirement“)<sup>7</sup>, identifiziert er den „konservativen“ („return of conservatism“) und den „innovativen“ Remigrationstyp („return of innovation“): RemigrantInnen, die im Ausland stark auf die Rückkehr fixiert waren und deshalb ein kontaktarmes und sparsames Leben führten, nennt Cerase „RemigrantInnen des Konservatismus“. Ihre traditionellen Normen und Gewohnheiten blieben weitgehend unberührt, und nach der Rückkehr konzentrieren sie sich auf Aktivitäten innerhalb der gängigen Strukturen des Herkunftslands. Die Rückkehr der Innovation stellt den Gegenpol dazu dar – Cerase bezeichnet sie als Ausnahme. Dieser Remigrationstyp versucht mit Hilfe der in der Migration gewonnenen Mittel die Rückkehr zur Erfüllung seiner Bedürfnisse und Ansprüche zu nutzen (Steinhilber 1994: 41, Unger 1983: 45-47).

Bürkner et al. (1988) kritisieren die mangelhafte Differenzierung in Typen-Modellen der Gegenüberstellung von konservativem Misserfolgstypus und innovativem Erfolgstypus, weil sich diese auf die produktiven, beziehungsweise unproduktiven Investitionen durch RemigrantInnen beschränkten. In einem solchen Modell werde den strukturellen Bedingungen und den durch diese gesetzten Handlungsspielräumen zu wenig Beachtung geschenkt.

Neben den ökonomischen Auswirkungen der Remigration stellt sich natürlich die Frage, ob RückkehrerInnen Einfluss auf den sozialen Wandel in ihren Herkunftsgesellschaften haben. Gmelch (1980: 150-151) ist auch diesbezüglich sehr pessimistisch. Abgesehen von gewissen Innovationen materieller Art, etwa Veränderungen beim Häuserbau, sei kaum ein durch RemigrantInnen ausgelöster Wandel festzustellen:

„While there is ample evidence of social mobility among individual returnees, there is no evidence that return migration causes any significant change in the social structure of home communities.“ (Gmelch 1980: 153)

Demgegenüber kritisiert Stauth (1986), dass die Remigrationsforschung soziokulturelle Faktoren vernachlässigt und deshalb RemigrantInnen nicht als Akteure des sozialen Wandels

---

<sup>5</sup> Siehe Cerase, F.P. 1974: Expectations and reality: a case study of return migration from United States to southern Italy. *International Migration Review* 8. 245-262.

<sup>6</sup> Die „Rückkehr des Versagens“ tritt gemäss Cerase bei MigrantInnen auf, die unter der Migrationssituation leiden und deshalb schon nach kurzer Zeit in ihr Herkunftsland und zu ihrem bisherigen Leben zurückkehren (Unger 1983: 45-46).

<sup>7</sup> Bei der „Rückkehr des Ruhestandes“ wird die Remigration als letztes Stadium des Lebens angesehen: Die MigrantInnen kehren zurück, um ihren Lebensabend im Herkunftsland zu verbringen (Unger 1983: 47).

wahrgenommen habe. Leider stützt Stauth seine These nicht durch empirische Daten. Trotzdem scheint mir seine Kritik insofern sinnvoll, als er RemigrantInnen als AkteurInnen identifiziert, deren Rückwanderung nicht nur aus rational-ökonomischen Motivationen erfolgt (Stauth 1986: 7).

Obwohl in der besprochenen Remigrationsforschung die Motive der Rückwanderung erfragt und teilweise diskutiert werden, fehlen differenzierte Analysen. Dies wird von Bürkner et al. (1988: 19) besonders stark kritisiert:

„Komplexere Motivbündel, die Motive mehrerer Kategorien auf sich vereinigen, fallen [...] dem Primat der typologischen Verwertbarkeit und letztlich einem unzulässigen analytischen Reduktionismus zum Opfer.“

Eine Folge dieses Reduktionismus ist, so Bürkner et al. (1988: 22), dass die Perspektive der Betroffenen weitgehend unerklärt bleibe. Lutz (2000a: 38) bemängelt denn auch, dass Wanderungsprozesse in der Migrationsforschung lange Zeit fast nur aus der Aussenperspektive analysiert worden seien. Ein Perspektivenwechsel auf die Innenperspektive, also auf das Erleben und die Erfahrung der MigrantInnen, werde erst allmählich und vor allem in der MigrantInnenforschung vollzogen. Lutz gehört selbst zu den Vertreterinnen dieser neuen Ausrichtung.

Ein weiterer, äusserst wichtiger Beitrag der MigrantInnenforschung ist die Beachtung, die sie der Rückkehrorientierung von MigrantInnen schenkt<sup>8</sup>. Mit dem Einbezug der Rückkehrorientierung in die Analyse wird dem prozesshaften Charakter von Migration Rechnung getragen, und Remigration wird nicht mehr als das Ende einer (Übergangs-)Phase wahrgenommen, sondern als, zumindest gedanklich, impliziter und dauerhafter Teil des Migrationsprozesses und somit auch der Lebensplanung. Ich verstehe die Rückkehrorientierung deshalb als zentrales Element für den Migrationsverlauf und schenke ihr in meinen Analysen besondere Beachtung.

Damit ist der enge Zusammenhang zwischen Migration und Biografie, den ich im Folgenden erörtern will, bereits angetönt.

### **2.1.2 Von Individuum und Struktur: Biografieforschung**

Im herkömmlichen Sinn wird Migration als eine Ortsveränderung mit vorübergehendem oder dauerhaftem Wechsel des Wohnortes und/oder des Lebensmittelpunktes verstanden (Dausien 2000: 12). Eine solche Bewegung im geografischen ist aber immer auch eine Bewegung im sozialen, kulturellen und aufgrund des implizit zukunftsgerichteten Charakters, insbesondere der rückkehrorientierten Migration, auch im zeitlichen Raum. So gesehen ist Migration eine Wanderung zwischen Existenzweisen und hat damit eine biografische Dimension (Dausien 2000: 12).

---

<sup>8</sup> Siehe Dietzel-Papakyriakou 1993; Jiménez Laux 2000, 2001; Kontos 2000; Mihciyazgan 1991; Steinhilber 1994; Wolbert 1995; Richter 2004.

Ausgehend von diesem inneren Zusammenhang zwischen Migration und Biografie, nutzt die biografische Migrationsforschung Biografien als zentrales Datenmaterial mit dem Ziel, Migration im Gesamtkontext einer Lebensgeschichte zu untersuchen und zu erklären.

Biografien sind deutungsbedürftige Primärquellen, und nur als solche analysiert, können sie uns Auskunft über das subjektive Erleben von Wirklichkeit geben (Spülbeck 1997: 83). Im Gegensatz zur Lebenslaufforschung, die sich als quantitative Methode mit objektiven Daten beschäftigt (Philipper 1997: 28), kann das Ziel der Biografieforschung also weder die Wahrheit eines Chronisten, noch Repräsentativität sein. Stattdessen erhebt die Biografieforschung Anspruch auf die Entwicklung von Subjektivität: In der biografischen Erzählung, den individuellen Äusserungen von Menschen über ihr Leben, stellt eine Person ihre subjektiv gültige biografische Wirklichkeit dar (Jiménez Laux 2001: 91; Spülbeck 1997: 86). Dabei ist die biografische Haltung – die Einstellung der erzählenden Person gegenüber ihrer eigenen Lebensgeschichte – bestimmend für die Art und Weise wie diese Lebensgeschichte dargestellt wird (Jiménez Laux 2001: 27). Und weil wir unsere Lebensgeschichte immer aus der aktuellen Perspektive interpretieren, ist mit der biografischen Haltung auch die Wiedergabe von biografischer Vergangenheit wandelbar (Spülbeck 1997: 83).

Die Darstellung der Lebensgeschichte ist aber auch vom Interaktionspartner abhängig, schliesslich impliziert die Erzählung immer ein Gegenüber. Spülbeck (1997: 7) versteht Biografie gar grundsätzlich als Produkt der Interaktion, weshalb Biografie immer im Kontext ihrer Entstehung analysiert werden müsse.

Erlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen also in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis (Rosenthal 1995: 20). Ich verstehe deshalb das Verhältnis zwischen Erleben und Erzählen als dialektisch und postuliere, dass Biografie erst in der Narration hergestellt wird.

Bei der Strukturierung und Deutung der eigenen Lebensgeschichte orientiert sich die erzählende Person an sozial vermittelten Kategorien (Steinhilber 1994: 73). Die biografische Erzählung kann letztlich als Ergebnis einer individuellen Interpretation des Verhältnisses zwischen Subjekt und Struktur verstanden werden. Biografie ist so gesehen ein soziales Gebilde, das aus der Synthese von Individualität und Struktur entsteht und von Alheit (1992: 24-30) folgendermassen erläutert wird: Obwohl das Individuum einen beschränkten Handlungsspielraum auf seine Biografie hat, weil die Struktur (Gender, Generation, soziale Herkunft usw.) genauso prägend ist und quasi den Rahmen einer Biografie bildet, glaubt man, OrganisatorIn des eigenen Lebenslaufes zu sein, sein Leben im Griff zu haben. Die Erfahrung des Verlusts dieser intentionalen Handlungsfähigkeit, der Eindruck, die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren, führt zu einer Krise, die eine Biografie ins Wackeln bringen kann. Schütze<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Siehe Schütze, Fritz 1981: Prozessstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, Joachim et al. (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung.

nennt eine solche Krise „negative Verlaufskurve“, die einen Prozess des Erleidens und der Reorganisation beschreibt (Steinhilber 1994: 64).

Zwischen den beiden Polen – Struktur und Individualität – entstehen Lebenskonstruktionen, die gemäss Alheit individuellen Inhalt und Referenz an die strukturellen Bedingungen miteinander verbinden. Alheit (1992: 30-31) nimmt hierbei Bezug auf Bourdieus Konzept des Habitus:

„*Lebenskonstruktionen* gehen über das hinaus, was wir von unserem Leben erzählen. Sie sind versteckte Referenzen an die strukturellen Bedingungen, die uns aufgegeben sind. Bourdieu hat diese Tatsache mit dem *Habituskonzept* überzeugend dargelegt. Und wer seine entlarvende Analyse besonders der Lebenspraxen kennt, die der soziale Habitus des (französischen) Kleinbürgertums hervorbringt, erschrickt über die «Macht» der strukturellen Rahmenbedingungen.“

Biografie ist demnach das Resultat eines komplexen Produktionsprozesses und kann als Text im Sinn von Gewebe oder Gefüge verstanden werden (Alheit 1992: 32-33).

Meine biografischen Analysen in Kapitel vier sind als Entschlüsselung solcher sozialer Gewebe zu verstehen, mit dem Ziel, die Migrationsverläufe meiner InterviewpartnerInnen im Spannungsfeld von Individuum und Struktur zu erklären.

### **2.1.3 LebensReise: Alter und Migration**

Das Erzählen der lebensgeschichtlichen Vergangenheit beinhaltet immer auch eine Bilanzierung derselben. Dies gilt auch für das Alter: Das Bewusstwerden der Grenzen des eigenen Lebens bringt automatisch einen Bilanzierungsprozess mit sich (Dietzel-Papakyriakou 1993: 142). So kann die erzählte Biografie von (Re)MigrantInnen als subjektive Auswertung des Migrationsprozesses aus der Rückschau des Alters verstanden werden (Philipp 1997: 14). Oder andersherum gesagt, kann mit der biografischen Forschung ein Zugang zur Frage des Alterns in Zusammenhang mit Migration gefunden werden.

Allerdings sind internationale Migration und Alterung, trotz dem wachsenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Interesse an älteren MigrantInnen, bisher kaum in Zusammenhang untersucht worden (Bolzman et al. 1993: 371). Das Phänomen der älteren MigrantInnen wird in Europa erst seit Ende der 1980er-Jahre thematisiert. Die Verzögerung dieser Debatte ist auf die jahrzehntelang gängige Vorstellung zurückzuführen, dass Arbeitsmigration eine zeitlich begrenzte Erscheinung sei, so dass sich die Frage der älteren MigrantInnen gar nie stellen würde (Bolzman et al. 1996: 130-131; Jiménez-Laux 2001: 29). Das Forschungsinteresse an Alter und Migration entwickelte sich erst, als die mit der Betreuung älterer Menschen beschäftigten Institutionen die Präsenz von MigrantInnen unter ihren KlientInnen feststellten. Entsprechend stammt der Grossteil der europäischen Literatur zum Thema bislang aus dem praktischen medizinisch-sozialen Bereich und ist vor allem deskriptiv (Bolzman et al. 1996: 130ff). In der Schweiz wurde mit den Arbeiten von Bolzman et al. im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms „Alter“ des Schweizerischen Nationalfonds in den 1990er-Jahren das Thema erstmals aus wissenschaftlicher Perspektive behandelt und gleichzeitig die bisherige

europäische Forschung zum Thema diskutiert.

Die zunehmende Beachtung, die Migration und Alter erfahren, ist auch mit einem allgemein verstärkten Interesse am Altern als Folge der demografischen Alterung, der veränderten Wahrnehmung des Alterns und der vermehrten Institutionalisierung des Ruhestandes in Bezug zu bringen (Bolzman et al. 1999: 17ff).

Gemäss Bolzman et al. (1999: 12) wird in den europäischen Einwanderungsländern das Phänomen der älteren MigrantInnen als soziales Problem wahrgenommen, das sich in materiellen und gesundheitlichen Notlagen der Betroffenen äussert. Die AutorInnen verweisen diesbezüglich auf die Werke von Dietzel-Papakyriakou, welche für die Debatte in Deutschland prägend waren. Dietzel-Papakyriakou stellt laut Bolzman et al. (1999: 12) die älteren MigrantInnen als passive Opfer widriger Umstände dar, die als bedürftige Bevölkerungsgruppe am Rand der Aufnahmegesellschaft lebt, nachdem das ganze Leben auf die Rückkehr ins Herkunftsland ausgerichtet war. Der Kritik von Bolzman et al. ist entgegen zu halten, dass Dietzel-Papakyriakou, ungeachtet ihrer Schlussfolgerungen, zumindest den Anstoss dazu gegeben hat, die Frage nach den Alterserfahrungen von MigrantInnen zu stellen.

So wie es in den europäischen Aufnahmeländern lange Zeit versäumt wurde, das Augenmerk auf die Alterung der ausländischen Bevölkerung zu richten, versäumte es Spanien, dem Prozess der Remigration von alternden ArbeitsmigrantInnen Beachtung zu schenken. So schreiben Vilar und Vilar (1999: 31), die Rückwanderung sei der am wenigsten untersuchte Bereich der spanischen Migration. Für sie ist die Erforschung dieses Phänomens jedoch grundlegend, um Migration überhaupt in ihrer ganzen Tragweite zu erkennen. In diesem Sinn hoffe ich, mit der vorliegenden Arbeit einen Beitrag dazu zu leisten.

## **2.2 Aus- und Rückwanderung in der Schweiz und in Galicien**

### **2.2.1 Rückkehrorientierte Logik: Arbeitsmigration in der Schweiz<sup>10</sup>**

Die von mir interviewten Personen sind zwischen 1962 und 1972 von Galicien in die Schweiz gewandert, in der Blütezeit der so genannten Gastarbeit. Die Bezeichnung dieser Zuwanderungspolitik kommt nicht von ungefähr – die ausländischen Arbeitskräfte sollten als „Gäste“ vorübergehend in der Schweiz bleiben und nach einigen Jahren in ihr Herkunftsland zurückkehren. Diese Politik beruhte auf dem Rotationsmodell, das eine liberale Zuwanderung (aus wirtschaftspolitischen Gründen) mit einer restriktiven Regelung des Aufenthaltes (aus staatspolitischen Gründen) kombinierte (Wicker 2003: 27) und damit das Ziel der ständigen Erneuerung des Arbeitskräftereservoirs verfolgte. Ihren Ursprung hatte die Rotationspolitik in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als in der Schweiz, die einen Wirtschaftsaufschwung ohnegleichen erlebte, ein struktureller Arbeitskräftemangel, und in den kriegsversehrten Ländern

---

<sup>10</sup> Wo nicht anders vermerkt, stütze ich mich in meinen Ausführungen in diesem Kapitel auf Mahnig und Piguët (2003) sowie Niederberger (1981).



ein Arbeitskräfteüberschuss herrschte. 1948 schloss die Schweiz mit Italien das erste Rekrutierungsabkommen ab: Die Schweiz konnte mittels systematischer Anwerbung bestimmte Branchen mit billigen Arbeitskräften versorgen, Italien konnte überschüssige Arbeitskraft exportieren und Devisen ins Land holen. Im Laufe der Jahre dehnten sich die Rekrutierungsgebiete aus, und es wurden mit verschiedenen anderen europäischen Ländern ähnliche Abkommen vereinbart, so auch 1961 mit Spanien.

Bereits in den 1960er-Jahren geriet das Rotationsmodell jedoch in eine Krise. Weil die rekrutierten Arbeitskräfte nicht wie erwartet in ihre Herkunftsländer zurückwanderten, musste vielen von ihnen nach Jahren der Arbeit in der Schweiz Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligungen genehmigt werden. Im Zusammenspiel mit den restriktiven Einbürgerungsregelungen der Schweiz führte dies zu einem stetigen Wachstum der ausländischen Wohnbevölkerung. Die Behörden verfolgten deshalb ab 1963 eine Stabilisierungs- oder Plafonierungspolitik. Mit der Begrenzung der ausländischen Beschäftigten pro Unternehmen sollte die Zahl der neu einreisenden ausländischen Arbeitskräfte stabilisiert werden. Diese Massnahmen zeitigten aber einen sehr beschränkten Erfolg, weshalb 1970 mit der Verordnung über die Begrenzung der Zahl der Ausländer (BVO) die so genannte Quotenpolitik eingeführt wurde. Jährlich setzt der Bundesrat seither eine Jahresquote für die Zulassung neuer Arbeitskräfte fest. Zwar zeigte diese Politik in den ersten Jahren wenig Wirkung, weil die Unternehmen sie mit der Rekrutierung von Saisoniers, die von der BVO ausgenommen waren, umgingen. Während der Weltwirtschaftskrise der 1970er-Jahre stellte sie sich jedoch als flexibles Instrument heraus: Mit der Senkung der Quoten konnte die Schweiz ein Anwachsen der Arbeitslosigkeit verhindern und durch die Nichterneuerung von Bewilligungen arbeitslos gewordener AusländerInnen die Arbeitslosigkeit in die Herkunftsländer exportieren (Haug 1980).

Bis zu diesem Zeitpunkt stand die Zuwanderungspolitik ganz unter dem Primat der Wirtschaft. Die Funktion der ausländischen Arbeitskräfte war die eines Konjunkturpuffers, und es wurden dementsprechend von staatlicher Seite keinerlei Integrationsbemühungen unternommen (EKA 1999: 1). Die Schweiz geriet aber vermehrt unter Druck der Herkunftsstaaten – insbesondere Italiens –, die einen besseren Status und grössere Arbeitssicherheit für ihre Staatsangehörigen forderten. Aus diesem Grund ging die Quotenpolitik, die eine restriktive Zuwanderung verfolgte, auch mit einer Liberalisierung der Aufenthaltsregelung einher. Dies führte dazu, dass die Quotenpolitik in den 1980er-Jahren zunehmend an Flexibilität verlor: Den ausländischen Arbeitskräften musste der schnellere Zugang zu Niederlassungsbewilligung und Familiennachzug gewährt werden. Das Nachziehen von Familienangehörigen liess den Anteil der AusländerInnen an der Bevölkerung anwachsen und die Quotenpolitik an Zweckmäßigkeit verlieren.

Spätestens seit den 1990er-Jahren ist die Annäherung an die Europäische Union das wichtigste Element der schweizerischen Zuwanderungspolitik. Im Zentrum steht die Frage, wie sich die Schweiz, trotz der Angst grosser Teile der Bevölkerung vor Überfremdung und Unabhängigkeitsverlust, der EU annähern kann. Als Antwort darauf verfügte der Bundesrat 1990 das Drei-Kreise-Modell, das auf dem Konzept von unterschiedlichen Kulturkreisen basierte. Die

kulturelle Distanz<sup>11</sup> zwischen den Einwandernden und den Einheimischen sollte möglichst klein, und die in der Schweiz lebenden AusländerInnen eine möglichst homogene Gruppe sein: Je grösser also die kulturelle Distanz, desto restriktiver die Zulassung.<sup>12</sup> Tatsächlich war das Drei-Kreise-Modell keine neue politische Ausrichtung, sondern lediglich die Formalisierung der bisherigen Rekrutierungspolitik. Allerdings wurde die Bundesrepublik Jugoslawien, traditionelles Rekrutierungsgebiet für Saisoniers, 1990 vom zweiten in den dritten Kreis zurückgestuft. Der Entscheid wurde aufgrund des heftigen Widerstands von Seiten der Gewerkschaften und Unternehmen aber bis 1996 hinausgezögert. Betroffen waren Tausende von Personen, die ihre Arbeitsbewilligung verloren, und von denen sich später einige in der Sans-Papiers-Bewegung, die mit der Kirchenbesetzung von Bellevaux (VD) im Jahr 2001 ihren sichtbaren Anfang nahm, wieder finden sollten.<sup>13</sup>

Auf dem Weg der konstanten Annäherung an die EU wurde das Drei-Kreise-Modell 1998 fallen gelassen. Statt – wie von einer Expertengruppe vorgeschlagen – ein Punktesystem nach kanadischem Vorbild einzuführen, liess der Bundesrat von diesem Zeitpunkt an ein Zwei-Kreise-Modell<sup>14</sup> zur Anwendung kommen. Auf der Grundlage dieses dualen Zulassungssystems wurde die Personenfreizügigkeit<sup>15</sup> eingeführt und das Saisonierstatut aufgehoben. Mit der Einführung des dualen Zulassungssystems verschwand die traditionelle Figur des Gast-

---

<sup>11</sup> Mahnig und Piguet (2003: 98) weisen darauf hin, dass das Konzept von Kulturkreisen und kultureller Distanz für die Schweizer Einwanderungspolitik nur deshalb so prägend war, weil es auch in wissenschaftlichen Kreisen in Umlauf gebracht wurde. Sie erwähnen insbesondere den in der Migrationsforschung renommierten Soziologen Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny, der den Grundgedanken in seiner Studie „Chancen und Risiken multikultureller Gesellschaft“ (1992) in normativer Form verwendete.

<sup>12</sup> Zum inneren Kreis gehörten die EU- und EFTA-Staaten, zum mittleren Kreis die USA, Kanada und die osteuropäischen Staaten, und zum äusseren Kreis, deren BürgerInnen nur in Ausnahmefällen zugelassen werden sollten, alle anderen Staaten. Dies hatte eine Verschiebung der Einwanderung aus den Ländern des dritten Kreises in den Asylbereich zur Folge (Mahnig und Piguet 2003: 96-97).

<sup>13</sup> Siehe Homepage der Sans-Papiers-Bewegung Schweiz: <<http://www.sans-papiers.ch>>.

<sup>14</sup> Im Zwei-Kreise-Modell soll für die Länder der EU grundsätzlich freier Personenverkehr mit der Schweiz herrschen, für Drittstaatenangehörige hingegen soll nur noch die restriktive Zuwanderung von ausschliesslich qualifizierten Arbeitskräften möglich sein. Dieses duale Zulassungssystem stellt auch die Grundlage des neuen Ausländergesetzes (AuG) dar. Das AuG wird im Laufe dieses Jahres vom Parlament beraten und soll das Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern (ANAG) von 1931 ablösen. Durch die Festschreibung des dualen Zulassungssystems wird lediglich die bisherige über bundesrätliche Verordnungen geregelte Praxis gesetzlich verankert (Siehe AuG-Entwurf in: <<http://www.admin.ch/ch/d/ff/2002/3851.pdf>>, 02.11.2005).

<sup>15</sup> Das Personenfreizügigkeitsabkommen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union (15 Staaten) ist seit Juni 2002 in Kraft.

arbeiters. Seine Aufgabe wird heute von Sans-Papiers und Personen aus dem Asylbereich<sup>16</sup> wahrgenommen, welche die Anforderungen eines flexibilisierten Arbeitsmarktes noch besser erfüllen.<sup>17</sup>

Mit diesem historischen Rückblick wurden die rückkehrorientierte Logik der Rotationspolitik und der Rückkehrgedanke als impliziter Teil der „Gastarbeit“ deutlich gemacht. Dietzel-Papakyriakou (1993: 80) versteht die Rückkehrorientierung in der westeuropäischen Nachkriegsmigration als Element eines tripartiten Migrationskontrakts zwischen Aufnahmeland, Herkunftsland und migrierendem Individuum. Wie wir gesehen haben, bot die Rückkehrverpflichtung durch die Verweigerung der dauerhaften Einwanderung dem Aufnahmeland gewisse Möglichkeiten zur Steuerung und Fluktuation der Arbeitskräfte. Das Herkunftsland wiederum konnte zeitweise seine überschüssigen Arbeitskräfte exportieren, gleichzeitig aber die Bindung seiner Landsleute beibehalten und auf diese Weise wichtige Finanztransfers garantieren (ebd. 1993: 82). Die Bedeutung der Rückkehrorientierung für das migrierende Individuum ist weniger eindeutig zu beschreiben. Meine Forschung ist mit der Absicht verbunden, Anhaltspunkte zu dieser Frage zu finden. Die Rückkehrabsicht war für alle meine GesprächspartnerInnen Teil ihrer Migrationsentscheidung und muss deshalb beim Versuch, den Migrationsverlauf zu verstehen, eine eminente Rolle spielen.

## 2.2.2 Migration als Lebensmuster: Auswanderung in Galicien

„Migration is part of the Galician way of life since times immemorial.“ (Ettema 1980: 55)

Diese Beschreibung von Migration als Teil der Lebensart einer ganzen Region mag gewagt erscheinen, kann aber als Hinweis auf das aussergewöhnliche Gewicht, das der Auswanderung in Galicien zukommt, dienen. Um sich der historischen Bedeutung der Emigration in Galicien zu nähern, muss auch hier ein Blick zurückgeworfen werden – nicht bis auf „immemorial times“, aber doch auf die wichtigsten Migrationsbewegungen in der Moderne und ihre Hintergründe.

Buechler (1991: 294) datiert den Beginn der galicischen Auswanderung auf das „16. Jahrhundert oder früher“. Wichtiger als diese fragwürdige und ungenaue zeitliche Eingrenzung, die wohl auf die dürftige Dokumentation der frühen Wanderungsbewegungen zurückzuführen ist, scheint mir jedoch Buechlers Befund, wonach die galicische Emigration in Zusammenhang mit dem Landbesitz und den Landverhältnissen zu sehen sei.

Bis ins 18. Jahrhundert war die Kirche die grösste Landeigentümerin in Galicien. Die Bauern

---

<sup>16</sup> 1997 stammten 8,4 Prozent der ausländischen Erwerbstätigen aus dem Asylbereich (Asylsuchende, vorläufig Aufgenommene, Humanitäre Regelungen und anerkannte Flüchtlinge) (Kuster, Cavelti 2003: 261).

<sup>17</sup> Wicker (2003: 34) bezeichnet Asylsuchende, Flüchtlinge und Sans-Papiers als die neue Gastarbeiterkategorie.

waren durch die Institution des *foro*<sup>18</sup> in feudalen Verhältnissen an diese Grossgrundbesitzerin gebunden (Ettema 1980: 132). Im Laufe des 18. Jahrhunderts war die Kirche dazu gezwungen, grosse Teile ihres Landes an Private (Adlige, Grossgrundpächter sowie Funktionäre, Bürger und Händler aus der Stadt (Villares 1999a: 129)) zu transferieren (Ettema 1980: 129). Für die Bauern änderte sich daher kaum etwas an ihrer Situation, waren sie doch weiterhin in feudalen Verhältnissen an den Grossgrundbesitzer gebunden (Villares 1999a: 129), ohne selbst Zugang zu Landbesitz zu haben. Die Auflösung der feudalen Besitzverhältnisse und die Privatisierung des Landes sollten erst im Laufe des 20. Jahrhunderts erfolgen (ebd. 1999a: 128).<sup>19</sup> Villares (1999a: 130) beschreibt die Situation für das 19. Jahrhundert folgendermassen:

„Propiedad feudal, bajo forma y matiz foral, y ausencia de individualismo agrario son las dos caras de una misma moneda: la permanencia de una agricultura tradicional, a uso y costumbre de buen labrador, durante todo el siglo XIX. No debe extrañar, por ello, que estemos ante una población emigrante, una economía que camina a paso de tortuga y una sociedad ruralizada.“

Angesichts dieser Lage und der ausbleibenden Industrialisierung Galiciens gewann die Auswanderung zunehmend an Bedeutung.<sup>20</sup> Villares (1999a: 132) bezeichnet die Emigration gar als „el factor más definitorio de la población gallega contemporánea“ und versteht sie als Symptom der kranken galicischen Wirtschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Bereits im 18. Jahrhundert war die saisonale Migration galicischer Arbeitskräfte nach Kastilien, Andalusien und Portugal ein verbreitetes Phänomen (Ettema 1980: 55). Den Charakter eines Massenauszugs nahm die galicische Emigration indessen erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts mit der transatlantischen Auswanderung nach Amerika an.

Das während den Unabhängigkeitsbewegungen in den spanischen Kolonien faktische Auswanderungsverbot, wurde ab 1853 – eingeleitet durch eine Hungersnot in Galicien und Asturien – allmählich eliminiert (ebd. 1980: 133) und die transatlantische Emigration sogar staatlich gefördert und organisiert (Villares 1999a: 132). Zuerst war Kuba, das bis 1898 Kolonie der spanischen Krone war, das häufigste Auswanderungsziel, später übernahm Argentinien diese Position und ab 1953 Venezuela. Eine massive galicische Einwanderung erlebten auch Brasilien und Uruguay und in geringerem Ausmass andere lateinamerikanische Länder, unter ihnen Puerto Rico, Mexiko und Chile (Xunta de Galicia 2005a).

Ettema (1980: 133) schätzt, dass zwischen 1860 und 1900 insgesamt 360 000 GalicierInnen

---

<sup>18</sup> Mit dem *foro* wird ein landwirtschaftlicher Pachtvertrag bezeichnet, der sich im 13. Jahrhundert herausbildete. Der *forero* (Pächter) hatte im Allgemeinen das Nutzungsrecht über das Land, der *forista* war der direkte Eigentümer und Pachtempfänger (Villares 1999: 72). Die zentralen Merkmale dieser Institution fasst Villares (1999: 71-72) folgendermassen zusammen: „Supone una larga duración (cuando no es a perpetuidad) y estipula el pago de una renta (fija o proporcional, pero casi siempre en especie), además de una serie de servicios de tipo vasallático.“

<sup>19</sup> Der *foro* wurde erst 1926 endgültig aufgehoben (Ettema 1980: 133).

<sup>20</sup> Siehe hierzu Buechler 1991: 294; Ettema 1980: 132-133; Villares 1999a: 137ff.

definitiv das Land verlassen haben. Diese Zahl wurde aber Anfang des 20. Jahrhunderts bei weitem übertroffen, sind doch beispielsweise alleine im Jahr 1912 nach Angaben der galicischen Regierung, der Xunta de Galicia (2005a), über 200 000 Personen ausgewandert.<sup>21</sup> Interessanter als solch ungenaue Schätzungen ist aber die Tatsache, dass Galicien zeitweise bis zu 75 Prozent der gesamtspanischen transatlantischen Emigration für sich beanspruchte (Ettema 1980: 59), und dass dies bei einer Bevölkerung, die 1900 knapp zwei Millionen zählte (Villares 1999a: 131), einen nicht zu unterschätzenden Bevölkerungsverlust zur Folge hatte (Ettema 1980: 57).

Parallel zur Massenauswanderung nach Amerika verliefen die Auflösung des *foro*-Systems und die Privatisierung des Landbesitzes. Die Deviseneinnahmen aus der transatlantischen Migration führten zu einer fiebrigen Landspekulation, die der bereits vorangeschrittenen Fragmentierung des Agrarlandes weiter Vorschub leistete (ebd. 1980: 143). 1950 waren 80 Prozent des Landbesitzes in Galicien als *Minifundio* klassifiziert: Die durchschnittliche Grösse der Parzelle belief sich 1964 auf 0,26 Hektaren (Lisón Tolosana 2004: 29)<sup>22</sup>. Diese Fragmentierung, die dem einzelnen Landbesitzer kaum die Grundlage für ein überlebenssicheres Einkommen bieten konnte, war eine direkte Folge des *foro*-Systems und der familieninternen Erbteilung des Landes. Um die weitere Zerstückelung des Besitzes durch die Erbteilung zwischen Geschwistern zu verhindern, existiert in Galicien die so genannte *millora*, die es den Eltern erlaubt, bei der Erbteilung eines ihrer Kinder zu bevorteilen, um so die Erhaltung des Besitzes zu garantieren. Allerdings führte dieses Erbsystem auch dazu, dass sich diejenigen Geschwister, die nicht von der *millora* profitierten, häufig zur Emigration gezwungen sahen (ebd. 2004: 33)<sup>23</sup>.

Als 1960 die Massenauswanderung in andere europäische Länder (hauptsächlich in die Schweiz, nach Deutschland, Frankreich und England) begann, war die Situation im ländlichen Galicien trotz Zugang zum Landbesitz gar nicht so viel anders als ein Jahrhundert zuvor, wie aus Ettemas (1980: 133) Beschreibung deutlich wird:

„The Galician farmer became owner at last of a holding far too small and too fragmented to sustain him and his family in a modern market economy. Thus, a combination of agriculture and labour migration remained the dominant way of life in the Galicien countryside.“

---

<sup>21</sup> Es ist ausserordentlich schwierig, genaue und vor allem aufschlussreiche Zahlen zum galicischen Exodus nach Amerika zu finden. Bis 1910 existieren nur Daten über die Gesamtzahl der galicischen EmigrantInnen ohne Hinweis auf das Zielland. Ausserdem gibt es kaum Angaben zur unkontrollierten Ausreise.

<sup>22</sup> Gemäss Chao (1999) waren auch 1999 noch ca. 70 Prozent der Landbesitztümer in Galicien weniger als eine Hektare gross.

<sup>23</sup> Lisón Tolosana (2004 (1979)) beschreibt in seinem Standardwerk der galicischen Ethnologie ausführlich das *millora*-System und geht detailliert auf die verschiedenen lokalen Ausprägungen ein.

Aus Ettemas Befund wird das meines Erachtens zentrale *worker-peasant*-Muster<sup>24</sup> der galicischen Landbevölkerung ersichtlich. Bis heute ist in ruralen Gebieten die Mischökonomie von Lohnarbeit und Subsistenzlandwirtschaft sehr ausgeprägt. Die Integration in Lohnarbeitsverhältnisse bringt nicht zwangsläufig einen Bruch mit dem agrarischen Leben mit sich (Roseman 2002: 23). Die Tatsache, dass alle von mir befragten RemigrantInnen nach ihrer Rückkehr nach Galicien wieder in kleinerem oder grösserem Rahmen Subsistenzlandwirtschaft betreiben, unterstreicht die Bedeutung dieses Musters.

Im Gegensatz zur transatlantischen Auswanderung, die in den meisten Fällen eine permanente war, handelte es sich bei der europäischen Emigration in der Regel um eine temporäre Auswanderung – auch wenn sich schliesslich viele GalicierInnen definitiv in den Zielländern niederliessen (Ettema 1980: 134; Kelley 1991: 567; Vilar und Vilar 1999: 9). Ihren Höhepunkt erlebte die europäische Massenauswanderung zwischen 1960 und 1973 (Vilar und Vilar 1999: 24). Dies ist auf das so genannte spanische Wirtschaftswunder der 1960er-Jahre zurückzuführen. Die spanische Regierung war daran interessiert, die aufgrund eines Überschusses an ökonomisch aktiver Bevölkerung zu erwartenden Spannungen auf dem Arbeitsmarkt zu verhindern, und unterstützte deshalb die Arbeitsmigration (ebd. 1999: 28).<sup>25</sup>

Die Schweiz war eines der wichtigsten Aufnahmeländer der galicischen Auswanderung seit dem Rekrutierungsabkommen von 1961 mit Spanien. Vilar und Vilar (1999:68) stellen die schweizerische Einwanderungspolitik wie folgt dar:

„Tardía incorporación, atracción de grandes masas laborales, primacía de la migración libre sobre la asistida y obstrucción sistemática al asentamiento definitivo del trabajador extranjero en el país.“

---

<sup>24</sup> Kurz gefasst meint das *worker-peasant*-Muster die Mischökonomie aus Lohnarbeit und Subsistenzlandwirtschaft. Gemäss Roseman (2002:23) beschreibt das Konzept der *worker-peasantry* „how these rural inhabitants [...] have maintained a reliance on wage-labor opportunities alongside provisioning activities that include an elaborated annual cycle of subsistence agriculture; the raising of fowl, cattle, and other livestock; and primary food-processing activities such as slaughtering and butchering“.

<sup>25</sup> Vilar und Vilar (1999: 28-29) schätzen die Zahl der in dieser Zeit ausgewanderten spanischen Arbeitskräfte auf eine Million, weisen aber darauf hin, dass in dieser Angabe nur die legale und assistierte Emigration enthalten ist. Sie vermuten, dass die reale Auswanderung doppelt so hoch war. Die Xunta de Galicia (2005a) beziffert die Zahl der ausgewanderten galicischen Arbeitskräfte zwischen 1960 und 1970 auf 97 085 Personen. Dabei ist zu bedenken, dass die unkontrollierte Ausreise nicht in der Statistik aufgeführt ist. Für das Jahr 2005 schätzt die Xunta de Galicia (2005a) die Zahl der in anderen europäischen Ländern lebenden GalicierInnen und ihrer Nachkommen auf 256 500. Trotz fragwürdiger Statistiken kann gesagt werden, dass die europäische Auswanderung die transatlantische Migration, zwar nicht in absoluten Zahlen, wohl aber an Intensität weit übertroffen hat, weil sie auf eine relativ kurze Zeitspanne konzentriert war (Vilar und Vilar 1999: 29).

Es ist auch hier schwierig, zuverlässige Zahlen zu nennen – unter anderem weil, wie oben von Vilar und Vilar erwähnt, die freie Einwanderung häufiger war als die assistierte. 1965 scheint aber das Jahr der höchsten spanischen Einwanderung gewesen zu sein (ebd. 1999: 70).

Die bedeutendsten Arbeitsbranchen der spanischen Einwanderung waren die Hotellerie und Gastronomie, die Metallindustrie, das Baugewerbe, die Landwirtschaft sowie der Konfektions- und Textilbereich (ebd. 1999: 71). Buechler (1991: 296) erwähnt, dass sich häufig Personen aus derselben galicischen Gemeinde in denselben Ortschaften niedergelassen und bei denselben Unternehmen gearbeitet haben. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist das Inselspital in Bern.

Ende Dezember 2004 lebten gemäss Angaben des Bundesamtes für Migration 74 289 spanische Staatsangehörige in der Schweiz, ihre Zahl nahm allerdings seit Mitte der 1990er-Jahre kontinuierlich ab.<sup>26</sup> Leider gibt es keine statistischen Angaben darüber, wie viele von den spanischen Staatsangehörigen aus Galicien stammen. Gemäss Angaben der Xunta de Galicia (2005a) zählte die Wählerliste der im Ausland lebenden GalicierInnen (CERA) im Mai 2005 33 020 in der Schweiz niedergelassene Personen – alleine die wahlberechtigten GalicierInnen würden also fast die Hälfte aller spanischen Staatsangehörigen in der Schweiz ausmachen. Die Zahl aller in der Schweiz wohnhaften GalicierInnen und ihrer Nachkommen wird von der Xunta de Galicia (2005a) sogar auf 60 000 geschätzt.<sup>27</sup>

Dieser Rückblick auf fast 150 Jahre galicische Massenauswanderung zeigt, dass Ettemas Feststellung, Migration sei ein Teil des galicischen Lebensstils, zwar gewagt, aber durchaus begründet ist. Migration wird in Galicien allgemein als eine Alternative wahrgenommen und wurde so im Lauf der Zeit zu einem gesellschaftlichen Muster. Chao (1999) bezeichnet die Auswanderung in Galicien gar als ein Naturgesetz, eine Fatalität.

### **2.2.3 ArbeitsmigrantIn wird RentnerIn: Remigration**

Es wurde bereits angetönt, dass in den 1990er-Jahren gleichzeitig mit dem eigentlichen Ende der so genannten Gastarbeiterpolitik auch der Prozess der Rückwanderung der in den 1960er- und 1970er-Jahren eingewanderten MigrantInnen begann, die zu diesem Zeitpunkt pensioniert wurden oder kurz vor dem Eintritt ins Rentenalter standen (Richter 2004: 271). Von den in der Forschung von Bolzman et al. (1999: 10) befragten, in der Schweiz lebenden, älteren spanischen und italienischen MigrantInnen, wollten je ein Drittel zurückwandern, pendeln oder in der Schweiz bleiben. Einen bestimmenden Faktor bei der Entscheidung über Remigration oder Verbleib in der Schweiz sehen Bolzman et al. (1993: 376) im Sozialversicherungssys-

---

<sup>26</sup> Vergleiche mit den Vorjahren: 2002 lebten 78 897 SpanierInnen in der Schweiz, 2003 noch 76 773 (Bundesamt für Zuwanderung, Integration und Auswanderung: Ausländerstatistik 2004: 8).

<sup>27</sup> In dieser Schätzung ist allerdings nicht ersichtlich, ob in der Schweiz Eingebürgerte, die in der AusländerInnen-Statistik des Bundesamtes für Migration nicht mehr aufgeführt werden, mitgezählt werden.

tem. Dementsprechend verstehen sie den Entscheid für oder gegen die Remigration als das Resultat der Antizipierung, welche die MigrantInnen in Bezug auf die nach der Pensionierung zur Verfügung stehenden Ressourcen vollziehen (ebd. 1996: 125). Die Tatsache, dass die meisten Remigrierenden die Schweiz kurz vor dem Erreichen des Rentenalters zwischen dem 55. und dem 64. Lebensjahr verlassen (ebd. 1996: 126), unterstützt diese These. Gleichzeitig machen diese Fakten deutlich, dass das eigentliche Ziel der Gastarbeiterpolitik – die Rotation der Arbeitskräfte – verfehlt wurde: Eine grosse Anzahl der MigrantInnen bleiben bis ins Alter in der Schweiz. Dies obwohl der unsichere Arbeitsmarkt und die häufig prekäre aufenthaltsrechtliche Situation kaum eine längerfristige Perspektive in der Migration erlaubten und vielmehr die Rückkehrorientierung förderten (Buechler 1991: 297). Richter (2004: 267-271) erklärt diesen Umstand spezifisch für den galicischen Fall damit, dass die Migration oft die einzige Möglichkeit für soziale Mobilität darstellte. Der erlangte Status kann aber ohne die Einnahmen in der Migration nicht erhalten werden, weil die ökonomischen Möglichkeiten in Galicien – insbesondere für Menschen ab fünfzig – weiterhin sehr prekär sind. Aus diesem Grund bleiben viele GalicierInnen bis kurz vor oder bis zur Pensionierung in der Schweiz.

Rückkehrentscheide sind auch wesentlich durch die Konjunktur der schweizer Wirtschaft und den rechtlich-politischen Kontext beeinflusst (Bolzman et al. 1996: 126). Befragungen lassen allerdings darauf schliessen, so Leib (1984: 160), dass ökonomische Gründe eine untergeordnete Rolle spielen und Motive im persönlich-familiären und emotionalen Bereich von überragender Bedeutung sind. Wolbert (1995: 114-117) stiess in ihrer Forschung mit türkischen Remigrantinnen auf folgende Rückkehrmotive bzw. -zeitpunkte: das Ende einer sozialen Beziehung (z.B. Tod des Ehepartners oder Scheidung), das Ende der beruflichen Möglichkeiten, eine Sollbruchstelle im Familienzyklus (z.B. das Ende der schulischen Laufbahn der Kinder) und finanzielle Gründe (z.B. ein Rentenbeitrag).

Während in den ersten Jahren der spanischen Massenemigration in andere europäische Länder ein Gleichgewicht zwischen Aus- und Rückwanderung bestand, überstieg die Zahl der Rückkehrenden in den 1970er-Jahren – bedingt durch die Weltwirtschaftskrise – jene der Auswandernden. Vilar und Vilar (1999: 31-32) wollen trotzdem nicht von einer massiven Remigration sprechen, weil auch nach 1973 die Zahl der im Ausland niedergelassenen SpanierInnen höher war als die der RemigrantInnen. Mit der Erholung der Wirtschaft stieg in den 1980er-Jahren auch die Emigration wieder an, und es wurde bis 1988 ein positiver Auswanderungssaldo verzeichnet. Seit 1989 erlebt Spanien hingegen eine stetige Rückwanderung (ebd. 1999: 32-33). Gemäss den Angaben der Xunta de Galicia (2005b) liegt Galicien im spanischen Vergleich an der Spitze der jährlichen Remigrationen, und die Schweiz war in den letzten Jahren dasjenige europäische Land, aus dem am meisten GalicierInnen zurückgewandert sind. Im internationalen Vergleich wurde die Schweiz 2002 nur von Argentinien übertroffen (ebd. 2005b), was auf die Finanzkrise an der Südspitze Lateinamerikas zurückzuführen ist. 2003 führte die Schweiz die Remigrationsliste mit einer Zahl von 2039 zurückgekehrten Personen



wieder an (ebd. 2005c).<sup>28</sup>

Über die Gründe, warum aus der Schweiz deutlich mehr Personen remigrieren als aus den anderen klassischen Aufnahmeländern der galicischen Auswanderung kann ich nur spekulieren. Da für ältere MigrantInnen bei der Entscheidung über Remigration oder Verbleib in der Schweiz die Nähe zu ihren Kindern und Enkelkindern bedeutend ist (Bolzman et al. 1997; Frigerio und Merhar 2004: 364), gehe ich davon aus, dass die Häufigkeit der Remigration der Eltern in direkter Beziehung zur Ausprägung der Rückkehrorientierung unter den Jugendlichen steht. Frigerio und Merhar (2004: 365-366) weisen darauf hin, dass spanische im Vergleich zu italienischen *Secondos* stärker rückkehrorientiert sind. Ich nehme an, dass hier unter anderem ein Zusammenhang mit der strengeren spanischen Handhabung der doppelten Staatsbürgerschaft und den im europäischen Vergleich sehr restriktiven schweizerischen Einbürgerungsregelungen besteht. Eine abschliessende Erklärung für die überdurchschnittliche Remigration aus der Schweiz kann aber nur auf der Grundlage einer ländervergleichenden Analyse unter Berücksichtigung der so genannten zweiten Generation gefunden werden.

### 3 Forschungsprozess

#### 3.1 Sampleauswahl und Forschungsaufenthalte

Weil die Biografien meiner InterviewpartnerInnen zumindest in Bezug auf ihre Lebenslaufdaten minimal vergleichbar sein sollten, hatte ich konkrete Auswahlkriterien für das Sample festgesetzt: Meine InformantInnen sollten mindestens fünfzig Jahre alt sein, wenigstens zwanzig Jahre in der Schweiz gelebt haben und vor nicht länger als zehn Jahren nach Galicien zurückgekehrt sein.

In der Hoffnung, trotz dieser, meines Erachtens eng gesetzten Kriterien, mögliche GesprächspartnerInnen zu finden, gelangte ich im Herbst 2004 an das galicische Zentrum in Bern, das *Centro Gallego de Berna*. Dessen damaliger Präsident, Francisco Areosa, zeigte grosses Interesse an meiner Forschung und vermittelte mir Kontakte zu RemigrantInnen. Er fertigte für mich eine Liste an mit Bekannten und ehemaligen Mitgliedern des *Centro*, die nach Galicien zurückgekehrt sind. Wir gingen die Liste zusammen durch, und ich signalisierte ihm, welche seiner Kontakte meinen Kriterien entsprachen.

Auf seinen eigenen Vorschlag hin kontaktierte Francisco Areosa anschliessend die betreffenden Personen – es handelte sich zufälligerweise ausschliesslich um Ehepaare – telefonisch und erzählte ihnen von meiner Absicht. Erst daraufhin schilderte ich den potentiellen InterviewpartnerInnen mein Vorhaben in einem Brief. Von den sieben von mir kontaktierten Paa-

---

<sup>28</sup> Zum Vergleich: Aus Deutschland kehrten im Jahr 2003 541 MigrantInnen zurück, aus Frankreich 355 und aus England 318 (Xunta de Galicia: 2005c).

ren erklärten sich sechs zu einem Interview bereit. Dies waren: Antía<sup>29</sup> und Anxo, Beatriz und Bieito, Celia und Carlos, Elena und Eduardo, Gabriela und Gonzalo, sowie ein weiteres Paar<sup>30</sup>, das ich zwar interviewt, letztlich aber nicht in die Datenauswertung einbezogen habe. Kurz vor meiner Abreise rief ich die angeschriebenen Paare an und kündigte meinen Aufenthalt in Galicien an.

Francisco Areosa fungierte für mich als *door-opener* unschätzbaren Werts, ohne dessen Vermittlung die Bereitschaft der RemigrantInnen mit mir zu sprechen vermutlich geringer gewesen wäre. Dies wird an der Tatsache deutlich, dass das einzige Paar, das meine Anfrage abschlägig beantwortete, nicht von Francisco Areosa kontaktiert worden war. Er hatte sie nicht angerufen, weil er glaubte, dass es für mich aufgrund ihres abgelegenen Wohnortes schwierig gewesen wäre, sie zu besuchen.

Zwischen Ende März und Anfang April 2004 hielt ich mich für meine Forschung während dreier Wochen in Carballo in der Provinz A Coruña auf. Während dieses Aufenthalts konnte ich zwei weitere Paare finden, die sich für ein Interview mit mir bereit erklärten: Dolores und Daniel – die Besitzer der Pension, in der ich während meines Feldforschungsaufenthalts wohnte, sowie Felisa und Fermín – deren Kontakt mir durch andere InterviewpartnerInnen vermittelt wurde.

Es muss hier erwähnt werden, dass sich ausser Dolores und Daniel alle InterviewpartnerInnen untereinander kennen, da sie alle mehr oder weniger aktive Mitglieder des *Centro Gallego* in Bern gewesen waren. In den Interviews und während meines Feldforschungsaufenthalts stellte ich allerdings fest, dass die meisten seit ihrer Remigration nur noch sporadisch miteinander in Verbindung stehen.

Ich führte ausserdem ein Gespräch mit Manuel Domínguez Rial, Präsident der *Asociación de Emigrantes Retornados* (Marusía), und seiner Frau, Dolores Bermúdez, Präsidentin der *Asociación galega de fibromialxia*<sup>31</sup> (AGAFI)<sup>32</sup>. Die bislang wichtigste Forderung der im Mai 2001 gegründeten Marusía ist die Anerkennung von Invalidenrenten. RemigrantInnen, die mit einer Invalidenrente aus dem Ausland nach Galicien zurückkehren, müssen sich regelmässi-

---

<sup>29</sup> Alle Namen meiner InterviewpartnerInnen und ihrer Familienangehörigen wurden geändert.

<sup>30</sup> Ich habe dieses Paar nicht in die Datenanalyse einbezogen, weil mir die in der Interaktion generierten Daten nicht als Grundlage für eine eingehende Analyse ausgereicht hätten.

<sup>31</sup> Fibromialxia, dt. Fibromyalgie (Faser-Muskel-Schmerz), ist eine unter MigrantInnen verbreitete Krankheit. Es handelt sich um eine chronische, nicht-entzündliche Erkrankung, die sich durch weit verbreitete Schmerzen in der Muskulatur und den Sehnenansätzen und erhöhte Empfindlichkeit an den "Tender-Points" (Schmerzdruckpunkte) charakterisiert und nicht psychisch bedingt ist. Der Begriff "Tender-Points" bezieht sich auf erhöhte Schmerzempfindlichkeit in präzise lokalisierten Arealen, die sich im Nacken, Rücken, Schultern und Hüften finden. Die Ursache der Fibromyalgie ist unbekannt (Deutsche Fibromyalgie-Vereinigung DFV, <fibromyalgie-fsm.de>, 30.09.2005).

<sup>32</sup> Siehe auch Website von AGAFI: <<http://www.agafi.org>>.

gen medizinischen Untersuchungen unterziehen. Oft lautet die Diagnose, dass sie gesund seien, woraufhin ihnen die Invalidenrenten aus dem Ausland gekürzt oder gestrichen werden. Besonders davon betroffen sind Fibromyalgie-PatientInnen, weil dieses Krankheitsbild in Spanien bisher kaum diagnostiziert wird. Marusía und AGAFI fordern deshalb bessere ärztliche Untersuchungen durch SpezialistInnen in Spanien, Einsicht in die Informationen, die den ausländischen Behörden zugestellt werden, übereinstimmende Einstufungsraster und die Anerkennung der Fibromyalgie als Krankheit. Dolores Bermúdez und Manuel Domínguez lebten selbst lange Jahre als ArbeitsmigrantInnen in der Schweiz und berichteten mir von ihrer Migrationszeit und der Rückkehr. Dolores leidet unter Fibromyalgie und kämpfte mehrere Jahre um den Erhalt ihrer Invalidenrente aus der Schweiz. Die Informationen aus diesem Gespräch werde ich in vorliegender Arbeit nicht explizit aus, sie waren mir aber sehr dienlich als Hintergrundwissen. Dies gilt insbesondere für den Fall von Felisa, die, wie sich herausstellen sollte, an Fibromyalgie leidet und deren Invalidenrente aus der Schweiz aufgrund der medizinischen Gutachten aus Galicien tatsächlich gekürzt worden war.

Im Juli 2005 weilte ich weitere zweieinhalb Wochen in Galicien, wovon ich zehn Tage in Carballo verbrachte. Bei dieser Gelegenheit führte ich ein Gespräch mit der Tochter von Antía und Anxo, deren Informationen mir für das Verständnis der Migrationsgeschichte ihrer Eltern unentbehrlich schienen. Ich versuchte ausserdem, die in der Nähe von Carballo wohnhaften InterviewpartnerInnen erneut zu kontaktieren. Ich hatte nicht vor, weitere Interviews durchzuführen, sondern wollte sie in einem informelleren Rahmen treffen und damit auch mein anhaltendes Interesse signalisieren. Schliesslich konnte ich aber nur Eduardo treffen. Dolores und Daniel sah ich fast täglich in ihrer Pension, wo ich mich, wie schon beim ersten Forschungsaufenthalt, niedergelassen hatte.

### **3.2 Datenerhebung und -auswertung: methodisches Vorgehen**

Wie erwähnt, hatte ich meinen GesprächspartnerInnen bereits vor meinem Forschungsaufenthalt in einem Brief mein Vorhaben erläutert. Bei unseren Treffen erklärte ich vor Beginn der Interviews noch einmal Forschungszweck und -ziel sowie den vorgesehenen Gesprächsablauf. Ich wies zudem auf die Freiwilligkeit des Gesprächs hin, und darauf, dass dieses jederzeit abgebrochen werden könnte, wovon aber niemand Gebrauch machte. Und schliesslich erwähnte ich die Anonymisierung der Daten, worauf die meisten meiner InformantInnen mit dem erstaunten Ausruf – „Ich habe nichts zu verstecken!“ – reagierten.

Die Interviews wurden auf Spanisch geführt, was ich meinen InterviewpartnerInnen bereits im Vorfeld der Gespräche bekannt gegeben hatte. In der Annahme der Zweisprachigkeit meiner InformantInnen, erwartete ich keine sprachlichen Schwierigkeiten. Obwohl die Verständigung zwischen uns durchaus gewährleistet war, musste ich während meiner Forschung aber feststellen, dass das Spanische von den interviewten Personen nicht als Muttersprache empfunden wird, und es in ihrer Alltagskommunikation wenig Raum einnimmt. Obwohl sie alle des Spanischen mächtig sind, war das Galicische in Vokabular und Sprachaufbau immer er-

kennbar und wird auch in den verwendeten Zitaten zum Ausdruck kommen.<sup>33</sup>

Auch wenn ich überzeugt bin, dass dieses Sprachdilemma für den wissenschaftlichen Wert meiner Daten kaum Relevanz hat, bin ich mir bewusst, dass die Verwendung des Spanischen statt des Galicischen insbesondere bei einer biografischen Forschung problematisch ist. Versteht man die biografische Erzählung, wie ich in Kapitel zwei erläutert habe, als kognitiven Konstruktionsprozess, bei dem die Sprache als Medium bei der Herstellung von Realität dient (vgl. Philipper 1997: 32), ist dem sprachlichen Empfinden der Erzählenden vorrangigen Stellenwert beizumessen.

Die in der Datenpräsentation und -auswertung zitierten Interviewstellen habe ich nicht aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt, um die in Übersetzungen unumgängliche Modifizierung zu umgehen, und stattdessen meine GesprächspartnerInnen authentisch zu Wort kommen zu lassen.

Ich habe mit meinen GesprächspartnerInnen narrative Interviews geführt. Als Vorbereitung auf die Interviews hatte ich einen Leitfaden ausgearbeitet, in dem ich alle für meine Forschung relevanten Themen und Fragen aufgelistet hatte. Bei den Gesprächen diente mir der Leitfaden aber lediglich als Gedächtnisstütze, um allenfalls nicht angesprochene Themen einzubringen. Den befragten Personen wurde also ein sehr grosser Gestaltungsraum und damit weitgehend die Strukturierung des Gesprächs überlassen. Nur so können Rückschlüsse auf die im Zentrum eines qualitativen Interviews stehenden Fragen gezogen werden (Froschauer 2003: 17): Was erachtet die erzählende Person als relevant, wie beobachtet sie ihre Welt und was charakterisiert ihre Lebenswelt? Ich bin mir bewusst, dass ein Gespräch immer eine Verhandlung zwischen ErzählerIn und ForscherIn ist, und es sich schliesslich um ein Produkt der Interaktion handelt. Trotzdem habe ich mich bemüht, meinen Einfluss auf den Gesprächsfluss möglichst gering zu halten und den befragten Personen das Sprechmonopol zu überlassen.

Unmittelbar im Anschluss an jede Begegnung habe ich ein Gedächtnisprotokoll angefertigt, um die ausserhalb der formalen Interviews gemachten Aussagen und meine Eindrücke zu Interviewumständen und Gesprächsatmosphäre schriftlich festzuhalten. Diese Dokumente vermittelten mir vor allem hinsichtlich der Beziehungsebene aufschlussreiche Informationsquellen. Ich werde keine getrennte Analyse dieser Aufzeichnungen vornehmen, sondern beziehe sie in die Datenpräsentation und -analyse mit ein und beschreibe in Kapitel 3.3 nur kurz die Interviewsituationen.

Die auf Tonband aufgenommenen Gespräche wurden direkt anhand eines in Anlehnung an Froschauer (2003: 155) erarbeiteten Auswertungsschemas geordnet und analysiert. Zu den Kategorien Migrationsentscheidung, Migrationsaufenthalt, Rückkehrorientierung, Rückkehr-

---

<sup>33</sup> Erwähnenswert ist diesbezüglich, dass meine InterviewpartnerInnen in der Zeit des Franco-Regimes, während dem das Unterrichten des Galicischen verboten war, die Schule besuchten. Angesichts der minimalen Schulbildung, die die Mehrheit von ihnen genossen hat, und ihres ruralen Hintergrunds, erstaunt aber der marginale Gebrauch des Spanischen nicht mehr.

entscheidung, Remigrationserfahrung, Familie, Sozialleben, Gesundheit und Zukunftsperspektiven habe ich gemäss dem Erzählten Unterkategorien gebildet. Zu den einzelnen Unterkategorien habe ich je eine ausführliche inhaltliche Zusammenfassung geschrieben, wozu einzelne Textpassagen wörtlich transkribiert wurden. Anschliessend wurden der Gesprächskontext der paraphrasierten Textpassagen beschrieben und mögliche Rückschlüsse auf die Bedeutung der Äusserungen gezogen. Und schliesslich habe ich die so strukturierten Daten meiner Fragestellung entsprechend schrittweise analysiert und interpretiert.

### **3.3 Angaben zu den Interviewsituationen**

Ich gehe im Folgenden kurz auf die einzelnen Interviewsituationen ein, weil eine transparente Darstellung der Umstände, in denen die Gespräche stattgefunden haben, meines Erachtens in der qualitativen Forschung unentbehrlich ist.

#### **Antía und Anxo**

Antía und Anxo sind enge Bekannte von Francisco Aerosa, meiner Kontaktperson in Bern. Er hatte sie im Vorfeld meines Aufenthalts angerufen und ihnen von meinem Vorhaben erzählt. Auch ich hatte mit Antía bereits telefonischen Kontakt aus der Schweiz. Als ich sie nach meiner Ankunft in Galicien anrief, um einen Gesprächstermin zu vereinbaren, bot Anxo mir an, mich in der Pension, wo ich während meines Aufenthalts wohnte, abzuholen. Am vereinbarten Tag trafen wir uns in der Bar der Pension und fuhren in seinem Auto zu ihrem Haus einige Kilometer ausserhalb von Carballo. Dort begrüsst mich Antía sehr herzlich. Wie Anxo trug auch sie Arbeitskleidung und Stiefel, da sie im Garten und Stall gearbeitet hatte. Wir plauderten noch eine Weile auf dem Vorplatz, bevor sie mich in die Küche baten, wo wir stehend weiter redeten. Sie erzählten mir von ihren beiden erwachsenen Kindern und ihrem Engagement im *Centro Gallego* von Bern. Zu Beginn des formalen Interviews erklärte ich ihnen den vorgesehenen Gesprächsablauf, und sie beschlossen, dass Antía zuerst mit mir sprechen sollte. Anxo verliess die Küche und kam erst wieder als Antía ihn hereinrief. Das Gespräch mit ihr kam sofort in Gang, sie erzählte sehr frei und ausführlich. Während dem Interview mit Anxo ging auch Antía nach draussen, um sich, wie sie mir sagte, um die Hühner zu kümmern. Anxo war zu Beginn des Gesprächs etwas zurückhaltend und richtete sich mehr an das Mini-Disc-Gerät als an mich. Nach kurzer Zeit entspannte er sich aber, und es entstand ein angenehmer Dialog zwischen uns. Nach dem Gespräch zeigte mir Anxo seine Werkstatt, den Schweinestall, die Hühner und den Garten. Dann verabschiedete ich mich von Antía, und Anxo brachte mich wieder zurück nach Carballo.

Während meines zweiten Aufenthalts in Galicien, rief ich Antía und Anxo erneut an, weil ich mich mit ihrer Tochter Isabel treffen wollte. Antía gab mir die Telefonnummern ihrer Kinder und wir plauderten noch eine Weile über die Arbeit und das Wetter.

Mit Isabel traf ich mich einige Tage später in Santiago de Compostela, wo sie arbeitet. Bei einem Kaffee in einer Bar sprachen wir über zwei Stunden in einer informellen Atmosphäre

miteinander. Sie berichtete mir über ihr Leben in der Schweiz, ihre Remigration und ihre Familie.

### **Beatríz und Bieito**

Auch Beatríz und Bieito sind gute Bekannte von Francisco Areosa und waren durch ihn bereits über mein Vorhaben informiert worden. Nach meiner Ankunft in Carballo rief ich sie an, um einen Gesprächstermin abzumachen. Als ich am vereinbarten Tag bei ihnen zu Hause eintraf, bat Bieito mich in das mit allerlei Nippes und Souvenirs ausgestattete Wohnzimmer. Er sagte mir, Beatríz halte gerade Siesta und werde später zu uns stossen. Nachdem ich ihm den Gesprächsablauf erklärt hatte, begann er sofort nach meiner Einstiegsfrage ausführlich zu berichten. Bieito sprach sehr undeutlich und mengte viele galicische und italienische Wörter in sein Spanisch. Nach einer guten Stunde kam Beatríz ins Wohnzimmer – über ihre Erscheinung war ich einigermaßen erstaunt. Nach dem Gespräch mit Bieito hatte ich eine schüchterne kleine Frau erwartet, doch Beatríz war das pure Gegenteil davon. Sie setzte sich zu uns an den Tisch, und obwohl ich Bieito erklärt hatte, ich wolle die Interviews getrennt führen, blieb er sitzen. Beatríz widersprach ihrem Mann öfters oder unterbrach ihn und übernahm schnell die Gesprächsführung. Auch sie erzählte sehr ausführlich und ohne viele Fragen meinerseits. Bieito wurde während des Interviews mit Beatríz zunehmend ungeduldig, spielte mit einem vor sich liegenden Brief und stand mehrmals auf. Als Beatríz an einem gewissen Punkt des Gesprächs zu weinen begann, forderte er zum Gesprächsabschluss auf. Weil Beatríz aber seine Aufforderung ignorierte und weiter sprach, liess ich das Aufnahmegerät laufen. Als ich schliesslich – zur offensichtlichen Erleichterung Bieitos – das Interview für beendet erklärte, servierten mir die beiden Kaffee und Süssigkeiten. Anschliessend zeigten sie mir den Garten hinter dem Haus, die Hühner und den Hund. Dann fuhren sie mich in ihrem Auto zur Pension zurück. Bieito versprach mir, mich in der darauf folgenden Woche in seinen Geburtsort zu bringen, wo ich ein Gespräch mit einem anderen Paar vereinbart hatte. Er holte mich am verabredeten Tag ab und brachte mich zu den InterviewpartnerInnen, die ebenfalls Bekannte von ihm sind. Er bat mich aber, die Rückfahrt selbst zu organisieren und verabschiedete sich.

Während meines zweiten Aufenthalts rief ich die beiden an und fragte Bieito, ob sie Lust hätten, einen Kaffee mit mir zu trinken. Er sagte mir, sie hätten in den kommenden Tagen keine Zeit, ich solle am Wochenende erneut anrufen. Leider konnte ich sie anschliessend nicht mehr erreichen und wollte nicht ohne Ankündigung bei ihnen zu Hause erscheinen. So konnte ich sie bedauerlicherweise nicht mehr treffen.

### **Celia und Carlos**

Celia und Carlos sind ebenfalls Bekannte von Francisco Areosa, allerdings kannte dieser weder ihre Adresse noch ihre Telefonnummer. Ich habe ihnen deshalb über Antía und Anxo, die in der Nähe wohnen und Celia und Carlos von Bern her kennen, den Informationsbrief zukommen lassen und so ihre Telefonnummer in Erfahrung gebracht. Nach meiner Ankunft in Carballo vereinbarte ich telefonisch einen Gesprächstermin.

Ich hatte Anxo darum gebeten, mich zu Celia und Carlos zu bringen, da der Weiler, in dem sie wohnen, nicht per Bus zu erreichen ist. Celia öffnete uns mit einer Strickarbeit in der Hand die Tür und bat uns beide herein. Anxo sagte aber, er habe keine Zeit und müsse gleich wieder an die Arbeit. Celia bat ihn, in der Bar des Dorfes vorbeizuschauen und ihrem Mann zu sagen, ich sei bereits da. Anschliessend führte sie mich ins Wohnzimmer und bot mir Kaffee und Schnaps an. Während sie den Kaffee zubereitete, kam Carlos nach Hause. Beide wirkten auf mich offener und geselliger als meine bisherigen GesprächspartnerInnen. Ich erklärte den Gesprächsablauf, und sie beschlossen, dass Celia zuerst mit mir sprechen sollte, weil sie nachher etwas abgemacht hatte. Carlos ging wieder hinaus und ich begann das Interview. Auf meine Einstiegsfrage hin erzählte Celia spontan und ausführlich. Als wir das Interview beendeten, rief sie Carlos herein, der sich mit einem Bier aufs Sofa setzte. Celia blieb noch ein wenig sitzen und wirkte plötzlich etwas verwirrt. Als ich ihnen ein kleines Geschenk überreichte, fragte sie mich, was sie mir denn geben könnten, und was mir ihre Erzählung nütze. Ich brachte meine Wertschätzung dafür zum Ausdruck, dass sie ihre Zeit und ihre Geschichte mit mir teilten. Celia wirkte auf mich aber weiterhin unzufrieden. Bevor sie das Haus verliess, brachte sie mir Süßigkeiten und eine Flasche Schnaps, die ich in die Schweiz mitnehmen sollte. Ich hatte den Eindruck, dass für sie unsere Beziehung nicht mit der Beendigung der Interviewsituation abgeschlossen war, und schlug ihr deshalb vor, uns in der darauf folgenden Woche zu treffen, was sie sehr zu freuen schien.

Auch das Gespräch mit Carlos verlief in einer sehr angenehmen und lockeren Atmosphäre, er sprach viel und laut. Nach dem Gespräch brachte er mich zurück nach Carballo und forderte mich beim Abschied noch einmal dazu auf, mich zu melden, um gemeinsam etwas zu unternehmen. Leider konnte ich sie in den darauf folgenden Tagen nicht erreichen, und es war deshalb nicht möglich, die beiden noch einmal zu treffen. Auch bei meinem zweiten Aufenthalt in Galicien gelang es mir nicht, mit Celia und Carlos Kontakt aufzunehmen.

### **Dolores und Daniel**

Dolores und Daniel sind die Besitzer der Pension, in der ich während meines Galicien-Aufenthalts logierte. Nachdem sie im Lokalteil der Tageszeitung *La Voz de Galicia* ein Interview mit mir gesehen hatten, gelangten sie über ihre Schwiegertochter Marta, die zusammen mit ihrem Mann Mateo besagte Pension führt, mit der Frage an mich, ob ich sie interviewen möchte. Francisco Areosa hatte einem Journalisten der *Voz de Galicia* von meiner Datenerhebung erzählt, woraufhin ich um ein Interview gebeten wurde, in dem ich mein Forschungsvorhaben schilderte, das offenbar das Interesse von Dolores und Daniel weckte. Ich liess über Marta mein Interesse ausrichten und einen Termin vereinbaren. Als ich am vereinbarten Tag eine Viertelstunde vor der abgemachten Zeit ins Hotel kam, warteten die beiden bereits auf mich. Wir setzten uns an einen Tisch in der Bar der Pension, ihre Schwiegertochter setzte sich ebenfalls für eine Weile in die Nähe. Ich erklärte Ihnen mein Forschungsvorhaben und den Gesprächsablauf. Mein Wunsch, die Gespräche getrennt durchzuführen, stiess bei ihnen auf Unverständnis. Ich insistierte deshalb nicht und führte das Gespräch mit beiden gemeinsam durch, was ich schon nach einigen Minuten bereuen sollte: Dolores übernahm auf der Stelle

das Gesprächsmonopol und liess ihren Mann kaum zu Wort kommen. Obwohl ich immer wieder versuchte, ihn ins Gespräch einzubeziehen, schnitt sie ihm wiederholt das Wort ab. Ihre Erzählung war nicht nur sehr wortreich, sondern auch sehr laut. Während des Gesprächs kamen immer wieder Leute in die Bar und nahmen an den Nachbartischen ihr Mittagessen ein. Weil Dolores und Daniel sich aber dadurch nicht stören liessen, führte ich das Gespräch vor der erheblichen Geräuschkulisse weiter. Als wir das Gespräch beendet hatten, schlugen sie mir vor, mir am Nachmittag mit ihrem Auto die Gegend zu zeigen. Ich nahm das Angebot dankend an, und als ich nach dem Mittagessen wieder ins Hotel zurückkam, warteten die beiden schon auf mich. Den mehrstündigen Ausflug werde ich in der Datenpräsentation eingehender beschreiben. Hier möchte ich nur erwähnen, dass sich die beiden, vor allem Dolores, während der Fahrt mehrmals sehr negativ über ihren Sohn Mateo äusserten. Sie seien nicht zufrieden, wie er das Geschäft führe. Aufgrund seines übermässigen Alkoholgenusses leide er an Diabetes. Die Abstinenz mache ihn misslaunig, und er streite vor den Gästen mit seiner Frau. Demgegenüber lobten sie ihre älteste, in der Schweiz lebende Tochter María in den höchsten Tönen.

Kurz nach diesem Ausflug lud mich ihre Schwiegertochter Marta ebenfalls zu einer Fahrt in ihren Geburtsort an der Küste ein. Als wir beide zusammen an einem Sonntag zu ihrer Familie fuhren, erwähnte auch sie die Schwierigkeiten mit Mateo, beklagte sich aber vor allem darüber, dass ihre Schwiegereltern sie das Geschäft nicht selbständig führen liessen. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich eingeladen hatte, um mir ihre Version der Familiengeschichte mitzuteilen.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Carballo wohnte ich erneut in der Pension von Dolores und Daniel. Beide waren jedoch während dieser Zeit sehr beschäftigt, da ihre älteste Tochter mit einigen Gästen aus der Schweiz zu Besuch war. Wir kamen deshalb nur wenig miteinander ins Gespräch. Sie luden mich aber zu einem Grillfest mit Bekannten und Familienangehörigen ein, wo ich eine weitere Tochter und andere RemigrantInnen kennen lernte. Erstaunlicherweise waren die meisten Gäste darüber informiert, dass ich Schweizerin bin und eine Forschung betrieb. Allerdings hielt sich hartnäckig das Gerücht, dass ich Journalistin sei.

Vor allem während meines zweiten Aufenthalts freundete ich mich näher mit Marisa, der 18-jährigen Enkeltochter von Dolores und Daniel, an. Auch sie thematisierte mir gegenüber die familiären Beziehungen und vertrat dabei dieselbe Position wie ihre Mutter Marta. Sie klagte auch darüber, dass ihre Grosseltern ihre älteste Tochter María gegenüber ihren anderen Kindern – also auch Marisas Vater Mateo – bevorzugten.

So war ich unversehens mitten in die innerfamiliären Auseinandersetzungen geraten und musste mich in meiner Doppelrolle als Forscherin und Hotelgast äusserst diplomatisch verhalten.

### **Elena und Eduardo**

Elena und Eduardo sind ein weiteres Paar, zu dem mir der Kontakt durch Francisco Areosa vermittelt wurde. Telefonisch hatte ich mit Eduardo einen Gesprächstermin vereinbart und er



versprach mir, mich an der Bushaltestelle abzuholen. Leider hatte der Bus Verspätung und ich kam eine halbe Stunde zu spät an. Eduardo, der mich sehr herzlich begrüßte, wiederholte im Laufe meines Besuchs mehrmals, dass ich schon früher am Morgen hätte kommen können, damit wir mehr Zeit gehabt hätten, und dass er lange auf mich gewartet habe. Auf der Autofahrt zu ihrem Haus in einem kleinen Weiler sprach Eduardo bereits von seiner Zeit in der Schweiz. Er wirkte ungeduldig und schien möglichst bald mit dem Interview beginnen zu wollen. In der Küche begrüßte mich Elena und fragte, ob ich vor dem Interview einen Kaffee trinken wolle. Das hätte ich gerne getan, aber Eduardo drängte darauf, dass wir gleich mit dem Gespräch beginnen sollten. Wir gingen ins Wohnzimmer, wo uns Elena den Kaffee servierte. Eduardo liess mich kaum den Gesprächsablauf erklären, und noch bevor ich die Einstiegsfrage fertig formuliert hatte, begann er mit seiner Erzählung. Wir führten ein langes Gespräch, während dem Eduardo mehrmals den Tränen nahe war. Nach Beendigung rief er seine Frau herein und zog sich zurück. Obwohl ich den beiden ebenfalls den Informationsbrief geschickt hatte, und Eduardo mir gesagt hatte, er hätte das Interview mit mir in der Zeitung gesehen, schien Elena überhaupt nicht über mein Forschungsvorhaben informiert zu sein und sagte überrascht: „Ach, du bist an der Universität?“. Obwohl ich ihr deshalb das Ziel und den Ablauf des Gesprächs genau erklärte, war ich angesichts der fehlenden Information doch erstaunt über ihre grosse Offenheit im Gespräch mit mir.

Nach dem Interview mit Elena kam Eduardo wieder ins Wohnzimmer und Elena tischte mir Käse, Brot und Früchte auf. Während ich ass, zeigten sie mir Fotos ihrer Ausflüge in der Schweiz und Bilder der Abschiedsfeier an Elenas Arbeitsplatz. Eduardo bat mich ausserdem, in Bern einen früheren Arbeitgeber von ihm ausfindig zu machen und ihm seine Grüsse zu überbringen. Eduardo brachte mich daraufhin zurück nach Carballo.

Beim Abschied von ihm und Elena hatte ich, wie bei Daniel und Dolores, den Eindruck, dass für sie unsere Beziehung nicht mit dem Ende der Gesprächssituation abgeschlossen sei. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Galicien habe ich mich deshalb wieder bei ihnen gemeldet und mit ihnen ein Treffen abgemacht. Am vereinbarten Tag erschien aber nur Eduardo, weil Elena mit einer Grippe im Bett lag. Eduardo und ich tranken zusammen einen Kaffee und unterhielten uns dabei vor allem über Eduardos Zeit in der Schweiz.

### **Felisa und Fermín**

Felisa und Fermín sind Nachbarn von Antía und Anxo sowie Bekannte von Beatríz und Bieto, welche mir die Telefonnummer gaben. Ich erklärte Felisa telefonisch mein Vorhaben und sie erklärte sich zu einem Interview bereit.

Weil das Interview mit Eduardo und Elena, das aus terminlichen Gründen am selben Tag stattfand, länger gedauert hatte als erwartet, kam ich verspätet bei Felisa und Fermín an. Fermín begrüßte mich freundlich aber distanziert, Felisa hingegen sehr herzlich. Meine Verspätung schien sie nicht zu stören, sie sagten mir aber, dass sie später an einer Beerdigung teilnehmen müssten. Sie baten mich in das mit Familienfotos dekorierte und offensichtlich ungenutzte Wohnzimmer ihres grossen Hauses. Nachdem ich ihnen mein Vorhaben und den

Gesprächsablauf erklärt hatte, beschlossen sie, dass zuerst Fermín mit mir sprechen sollte, weil er – so Felisa – weniger rede als sie und ein neuer Gesprächstermin mit ihm aufgrund seiner Erwerbstätigkeit schwieriger zu finden wäre.

Tatsächlich war Fermín im Interview zurückhaltend, wenn nicht gar wortkarg. Er antwortete kurz aber präzise auf meine Fragen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass er ungern mit mir sprechen würde, aber unsere Unterhaltung behielt ihren Interviewcharakter bei. Nach dem Gespräch holte Fermín seine Frau und verliess den Raum. Sie erzählte viel freier und ausführlicher als ihr Mann. Nach dem Gespräch gingen wir in das Wohnzimmer im Parterre des Hauses, wo Fermín mit seinem Enkel spielte. Wir plauderten noch eine Weile bevor mich Fermín im Auto nach Carballo zurückbrachte. Beim Abschied bat mich Felisa um meine Adresse in Bern, um sich bei mir zu melden, falls sie eines Tages zu Besuch kommen sollte.

Ich hatte Felisa, die unter Fibromyalgie leidet, empfohlen, sich bei der *Asociación para enfermos de fibromialxia* AGAFI zu melden, um sich über Möglichkeiten beraten zu lassen, die Kürzung ihrer Invalidenrente aus der Schweiz rückgängig zu machen. Felisa bedankte sich für den Tipp, schien aber nicht sehr daran interessiert. Als ich einige Tage später zufällig Fermín beim Kaffeetrinken in einer Bar traf, bat er mich aber um die Nummer von AGAFI. Offensichtlich hatten er und Felisa sich darüber unterhalten. Ich rief deshalb am Nachmittag Felisa an und teilte ihr die Kontaktadresse mit.

### **Gabriela und Gonzalo**

Auch Gabriela und Gonzalo sind Bekannte von Francisco Areosa, leider konnte er sie aber telefonisch nicht erreichen. Ich hatte jedoch das Glück, dass sie, noch bevor sie meinen Brief erhielten, durch Eduardo telefonisch über mein Vorhaben informiert worden waren.

Gabriela und Gonzalo sind die einzigen GesprächspartnerInnen, die nicht im Raum Carballo wohnen, sondern etwas ausserhalb der Provinzhauptstadt A Coruña. Als ich an der entsprechenden Bushaltestelle ankam, rief ich wie abgemacht an und Gabriela erklärte mir den Weg zu ihrem Haus. Auf halbem Weg kam sie mir bereits entgegen und begleitete mich zum Haus. Dort traf ich Gonzalo, der sich gerade eine Telenovela anschaute. Auch er begrüßte mich sehr herzlich, und schon steckten wir mitten im Gespräch über ihre Remigration und ihr Leben in der Schweiz. Ich bat sie deshalb um Erlaubnis, mein Aufnahmegerät aufstellen zu können. Sie schlugen mir vor, ins Esszimmer an den Tisch zu wechseln und dort zuerst das Gespräch mit Gonzalo zu führen. Unterdessen servierte Gabriela mir Kaffee und setzte sich daraufhin, obwohl ich erwähnt hatte, dass ich die Interviews getrennt führen möchte, zu uns an den Tisch. Sie beteiligte sich aber, bis ich sie dazu aufforderte, nicht am Gespräch, sondern äusserte nur hie und da Zustimmung oder korrigierte eine Jahreszahl. Als ich nach einer Weile Gabriela verstärkt in das Gespräch mit einbezog, stand Gonzalo auf, holte den Hund herein und zeigte mir Familienfotos, sowie Zeitungsartikel und ein Buch über das Restaurant, in dem sie beide in Bern gearbeitet hatten. Noch während des Gesprächs lud er mich zum Abendessen ein, was ich dankend annahm. Nach Beendigung des Gesprächs begann Gonzalo zu kochen, und ich begleitete Gabriela auf ihren Vorschlag hin zum Einkaufen in den nahe gelege-

nen Supermarkt. Sie erzählte mir dabei von ihrem Vater und ihren Geschwistern, sowie von einer alten Frau in der Nachbarschaft, für die sie die Einkäufe erledige. Zurück im Hause, leistete ich Gonzalo Gesellschaft in der Küche, und wir sprachen über das galicische Essen. Auch während der Mahlzeit unterhielten wir uns hauptsächlich über Kulinarisches, das im Leben von Gonzalo offenbar eine wichtige Rolle spielt. Nach dem Essen offerierte mir Gonzalo zum Kaffee verschiedene Branntweine aus seiner Herkunftsregion im Süden Galiciens. Schliesslich verabschiedete ich mich von Gabriela und schrieb ihr meine Adresse in Bern auf, verbunden mit der Aufforderung, sich bei ihrem nächsten Besuch in der Schweiz bei mir zu melden. Gonzalo brachte mich im Auto zum Busbahnhof von A Coruña, wo er noch eine Weile mit mir zusammen auf den Bus wartete und sich dann verabschiedete.

## **4 Os Retornados: Datenpräsentation und -auswertung**

Im ersten Teil meiner Datenpräsentation und -auswertung (4.1) gehe ich einzeln auf die Erzählungen und Biografien der interviewten Paare ein. In Kurzbiografien, die der darauf folgenden interpretativen Betrachtung als Rahmen dienen, werden die wichtigsten Angaben zum Lebenslauf der beiden Ehepartner gegeben. In der anschliessenden Analyse konzentriere ich mich auf die Hauptstränge der Narration. Ich werde keine erschöpfende Analyse der einzelnen Gespräche vornehmen, weil es mir nicht um eine detaillierte Wiedergabe und Interpretation der geschilderten Realität geht, sondern vielmehr um das Herausschälen der zentralen Diskursstränge<sup>34</sup>. Anhand dieser will ich die dahinter liegende Struktur aufdecken und so die Handlungsschemata der interviewten RemigrantInnen darstellen und erklären. Das bedeutet, dass ich in den individuellen Erzählungen jeweils nur einzelne Aspekte umfassend herausarbeite und erst im zweiten Teil des Kapitels (4.2) auf mögliche Parallelen in den Lebensläufen und Erfahrungswelten der verschiedenen InterviewpartnerInnen eingehe und für sie gültige Verhaltensmuster beschreibe.

### **4.1 Kurzbiografien und Fallanalysen**

#### **4.1.1 Antía und Anxo: Die Einheit von Haus und Familie**

Antía wurde 1952 in der Gemeinde Coristanco südlich von Carballo geboren. Ihr Vater arbeitete während ihrer Kindheit mehrere Jahre in Holland, ihre Mutter kümmerte sich um Antía und ihren Bruder und den Haushalt. Mit fünfzehn Jahren emigrierte Antía nach Italien, wo

---

<sup>34</sup> Unter Diskursstrang verstehe ich in Anlehnung an Keller et al. einen thematischen Ausschnitt aus einem Gesamtdiskurs. Der Diskursstrang stellt eine Analysekategorie dar, die es möglich macht, den Untersuchungsgegenstand genauer einzugrenzen bzw. zu bestimmen. (Siehe Keller, Reiner et al. (Hg.) 2003: Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis. Opladen: Leske und Budrich. 423.)

bereits ein Onkel und eine Tante von ihr lebten. Sie arbeitete in verschiedenen Städten als Hausangestellte. Später folgten ihr die Eltern nach Italien und arbeiteten ebenfalls als Hausangestellte. 1972 kehrte die ganze Familie nach Galicien zurück, und während zwei Jahren arbeitete Antía in einem Geschäft in Carballo.

Anxo wurde 1951 als Jüngstes von drei Geschwistern in der Nähe von Carballo geboren. Sein Vater war Maurer, seine Mutter führte eine kleine Bäckerei. Er verliess zwölfjährig die Schule und begann in einer Werkstatt in Carballo als Schweisser zu arbeiten. Als er mit 18 Jahren seine Schwester in Bern besuchte, entschloss er sich, in der Schweiz zu bleiben. Er fand schnell Arbeit in der Wäscherei des Inselspitals und später in einer anderen Wäscherei.

Zwischen 1972 und 1974 absolvierte er seinen Militärdienst in Spanien und lernte während dieser Zeit Antía kennen. 1974 heirateten die beiden, und acht Tage nach der Heirat migrierten sie gemeinsam in die Schweiz. Antía arbeitete ein Jahr in einer Uhrenfabrik und danach während 21 Jahren im Inselspital in Bern. Anxo arbeitete einige Zeit weiter in der Wäscherei und wechselte dann in einen Metall verarbeitenden Betrieb in Bern, wo er über 20 Jahre lang tätig war. Ihre Kinder Isabel und Ignacio liessen sie in den ersten Jahren durch Antías Eltern in Galicien betreuen. Als Isabel eingeschult wurde, holten sie beide Kinder in die Schweiz nach. Nach Beendigung ihrer Berufsausbildung in der Schweiz beschloss Isabel, nach Galicien zurückzukehren. Ein halbes Jahr später folgte ihr Ignacio und ein weiteres halbes Jahr darauf, im Dezember 1996, remigrierten Antía und Anxo und zogen in ihr während der Migration gebautes Haus in der Nähe von Carballo. Antía arbeitete einige Monate in einem Geschäft in Carballo und anschliessend als Näherin in einem Atelier. Als dieses den Betrieb einstellte, wollte sie keiner Erwerbstätigkeit mehr nachgehen. Heute ist sie Hausfrau, kümmert sich um die Tiere und den Garten und betreut ihre Eltern. Anxo baute nach der Rückkehr ein eigenes Geschäft als Schlosser auf. Isabel lebt mit ihrem Mann in der Nähe von Santiago de Compostela, wo sie auch arbeitet. Ignacio wohnt mit seiner Partnerin in Carballo und arbeitet in einem Automobilunternehmen.

### **„Yo aquí, prácticamente estoy prestado“**

„Quizás fui más yo que él, porque yo le dije: ‚Mira, mientras no tenemos familia, hacemos lo mejor, hay que aprovecharlo‘ - lo del permiso de trabajo que tenía él.“

Mit diesen Worten beschreibt Antía den Entschluss, in die Schweiz zu emigrieren. Weil Anxos Aufenthaltsbewilligung nach Absolvierung des Militärdienstes und Nichtwiederaufnahme der Arbeit in der Schweiz abgelaufen wäre, wanderte das frisch verheiratete Paar recht überstürzt nur acht Tage nach der Hochzeit aus. In Antías Worten wird deutlich, dass sie den Auswanderungsentscheid für sich beansprucht: Sie wollte die Aufenthaltsbewilligung von Anxo nutzen, er wäre auch bereit gewesen, diese verfallen zu lassen. Antía war fest zur Auswanderung entschlossen und wäre auch emigriert, wenn sie Anxo nicht geheiratet hätte:

„Yo el año que conocí a mi marido, o sea, en el año que yo me casé, si no me caso con mi marido, me vuelvo para Italia otra vez. [...] Yo ya lo tenía decidido. O me voy con él, o me marcho otra vez. [...] Yo tenía ganas de volver a marchar. [...] De todos modos me marchaba

igual, fuera para un sitio o para otro. Me iba a ir.“

Dass Anxo bereits über eine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz verfügte, kam Antía also gelegen und erleichterte die Durchführung ihrer Pläne. Die Migration war als vorübergehend geplant – solange wir keine Kinder haben, sagt Antía – und der Hausbau war das zentrale Migrationsziel. Die Rückkehr zögerte sich aber hinaus, auch nachdem Antía und Anxo bereits Kinder hatten. Isabel und Ignacio wurden in der Schweiz geboren, lebten aber in den ersten Jahren bei Antías Eltern in Galicien:

„Porque cuando nació ella [Isabel], pues la dejamos y ... para hacer esto [la casa]... y la dejamos, hacemos esto y nos vamos.“

Die Tochter sollte vorübergehend durch die Grossmutter betreut werden, bis das Haus fertig gebaut und Antía und Anxo zurückkehren würden. Aber als vier Jahre später Ignacio geboren wurde, brachten sie auch ihn vorerst zu seiner Grossmutter. Antía war jedoch nicht mehr länger bereit, die Trennung von ihren Kindern zu ertragen und stellte ihren Mann vor die Wahl: Entweder hier mit den Kindern oder dort. Sie macht deutlich, dass sie auch beim Entscheid zum Kindernachzug die tragende Rolle gespielt hat:

„Y nació él [Ignacio], y claro, yo le dije a mi marido: ‚O allí o aquí.‘ Y él no tenía ganas de venirse. Mi marido no: ‚Véte tu.‘ – ‚Yo sola no voy. Pues bueno, si no nos vamos, traemos los niños.‘ Y fue así. Entonces vine a por ellos aquí y los llevé.“

Obwohl Anxo sich für die Trennung der Kinder verantwortlich fühlt – er habe sie nach Galicien bringen wollen, weil er fürchtete, sie würden sich in der Schweiz anpassen und nicht mehr zurückkehren wollen – wollte er plötzlich, obwohl das Migrationsprojekt als zetilich begrenzt geplant gewesen war, selbst noch nicht remigrieren. Er erklärt seinen Sinneswandel folgendermassen:

„Lo que pasa es que después por cosas del, no sé, el destino o lo que fuera. Mira. O quizá por tranquilidad, quizá por miedo a volver. Yo no sabría explicarlo. Quizá allí [en Suiza] te sentías más seguro con el trabajo, más, yo que sé. Porque aquí [en Galicia] lo del empleo está mal. La verdad, la verdad es esa. Y claro... sí... nosotros, lo que era decir un duro, no teníamos, porque hicimos la casa e hicimos... en fin. Claro, no daba, no daba la cosa para más. Entonces... claro, venir para aquí, ¿a qué? ¿A comer la casa? No sé, claro, puedes pensar, podíamos vivir como viven millones de españoles, eso desde luego, pero quizás tenías aquello seguro, la comodidad aquella y pues no.“

Der Remigrationsgedanke war für Anxo vor allem mit Verlustängsten verbunden. Mit der Angst vor der Unsicherheit der Rückkehr erklärt er die permanente Hinauszögerung der Remigration:

„Si estaba en Suiza, o tenía que salir muy torcido, o tenía mi futuro resuelto. Y aquí era prácticamente volver a empezar de nuevo. Con... solamente con la cosa de decir, antes tenía 18 años y ahora tengo 47. Allí era donde estaba quizá un poquito de miedo... de decir, ¿qué va a pasar ahora allí? Si salen torcidas o como sea, ¿cómo saco yo la cabeza? Eso fue una de las cuestiones. Quizá una de las cuestiones principales. Porque prácticamente [...] cuando nos fuimos para Suiza, no llevaba nada que perder [...]. Y entonces ya al volver tenías otra

responsabilidad que cuando nos fuimos para allí, jóvenes, eh yo soltero, aunque fuera casado, en fin, sin carga ninguna prácticamente, como decimos aquí los gallegos: Vivo debajo de una piedra y sin comer. Despues ya, claro, tenías el problema de los, que los dos hijos, que poco o mucho, algo tienes. Y claro, echar todo por la borda otra vez y volver a empezar de nuevo, quizá sea algo pesado eso.“

Anxo stellte aber auch angesichts der Unsicherheit, mit der er die Idee der Rückwanderung verband, und der schwer lastenden Verantwortung für die Familie, die Rückkehrabsicht nie grundsätzlich in Frage. Auf meine Frage, ob er sich hätte vorstellen können, für immer in der Schweiz zu bleiben, antwortete er mit einem energischen: „Nein“. Er wäre aber gerne bis zur Pensionierung in der Schweiz geblieben, um das Risiko seines vermutlich schwierigen Zugangs zum spanischen Arbeitsmarkt zu umgehen und in Galicien keiner Erwerbstätigkeit mehr nachgehen zu müssen:

„Yo, a pesar de todo, yo estaba casi mentalizado y eso para estar allí hasta la pensión.“

Nach der Familienzusammenführung wurde die Rückkehr von den Kindern abhängig gemacht, die zumindest ihre Schulzeit und möglicherweise die Berufsausbildung in der Schweiz absolvieren sollten. Die Entscheidung zur Remigration wurde aber schliesslich ganz durch die Kinder bestimmt: Es war die Tochter, die sich als Erste zur Rückkehr entschloss. Kurz vor ihrem Lehrabschluss verbrachte sie erstmals alleine Ferien in Galicien bei ihren Grosseltern. Sie erklärte mir, dass dieser Aufenthalt ausschlaggebend war für ihren Remigrationsentscheid. Sie habe in diesem Monat viele neue Leute kennen gelernt und sich sehr wohl gefühlt und dabei erstmals den Eindruck bekommen, dass man in Spanien durchaus gut leben könne. Früher sei Galicien für sie ausschliesslich eine Feriendestination gewesen. Obwohl sie während ihrer Lehre noch daran dachte, sich in der Schweiz einbürgern zu lassen, weckten die Ferien in Galicien den Wunsch, sich dort – vielleicht auch nur vorläufig – niederzulassen. Sie habe deshalb nach dem Lehrabschluss ihre Koffer gepackt und sei zu ihren Grosseltern gezogen. Für sie sei es nicht eine Rückkehr gewesen, sondern ein Neuanfang, zu dem sie, neunzehnjährig, nach dem Lehrabschluss grosse Lust gehabt habe. Als sie sich nach Galicien aufmachte, hatten ihre Eltern noch keine genaue Vorstellung von der eigenen Remigration, und die Rückkehr von Isabel habe den Remigrationsprozess der ganzen Familie beschleunigt. Im Gegensatz zu ihr, sei eine Rückkehr für ihren Bruder immer eine Option gewesen. Als seine Schwester nach Galicien emigrierte, habe er sich deshalb ebenfalls entschlossen, gleich nach dem Schulabschluss zu seinen Grosseltern zu ziehen und seine Berufslehre in Spanien zu absolvieren.

Antía sagt, der eigentliche Remigrationsentscheid sei zwar von den Kindern getroffen worden, sie selber habe aber seit Jahren grosse Lust gehabt zu remigrieren, vor allem weil sie sich nach der Nähe ihrer Mutter sehnte und sich um ihre alternden Eltern habe kümmern wollen. Sie sei nur noch wegen der Kinder in der Schweiz geblieben. Ihr Mann hingegen habe – wie in seinen oben ausgeführten eigenen Äusserungen deutlich wurde – noch nicht zurückkehren wollen. Antía nutzte den Entschluss ihrer Tochter, um die eigene Rückkehrabsicht Anxo gegenüber durchzusetzen:

„A mi marido le daba igual, yo, yo dije: ‚Si te quieres quedar, yo me voy.‘“

Der Rückkehrentscheid scheint kaum familienintern ausgehandelt, sondern in Form einer durch Isabels Remigration ausgelösten Kettenreaktion, an dessen Ende Anxos Entschluss steht, von jedem Familienmitglied autonom vollzogen worden zu sein. Es ist auffällig, dass Anxo, als ich ihn nach den Rückkehrmotiven seiner Tochter fragte, keine Auskunft darüber geben konnte:

„Nunca le pregunté, ni ella me lo dijo.“

Und offenbar hat er seine eigenen Ängste und Bedenken bezüglich der Remigration, die er mir gegenüber wiederholt und ausführlich zur Sprache brachte, kaum in der Familie angesprochen. Seine Pläne und Wünsche zum Zeitpunkt der Remigration stimmten aber sicher nicht mit denen seiner Familie überein. Die – wie Isabel sagt – überstürzte Remigration kann vielmehr als Assymetrie zwischen Anxos Planung und seinem Lebensverlauf gesehen werden. Allerdings scheint er sich gegen die bewusste Auseinandersetzung mit seiner Biografie zu sträuben. Im Gespräch wiederholte er ein ums andere Mal, dass er sich nicht den Kopf zerbreche, sondern die Dinge nehme, wie sie kommen. Er brachte damit selbst auf bildhafte Weise zum Ausdruck, dass er der Selbstreflektion auszuweichen versucht.

Bei der Betrachtung des Migrationsverlaufs wird augenfällig, dass die relevanten Entscheidungen – Auswanderung, Kindernachzug, Rückwanderung – von den Frauen getroffen wurden, Vater und Sohn sind kaum Entscheidungsträger in der Familie. Ich verstehe dies als Hinweis auf die matrifokale Ausprägung der Familie von Antía und Anxo. Dabei stütze ich mich auf die Definition von Brøgger und Gilmore (1997: 13-14):

„Matrifocal may be taken to refer, first, to families in which the mother is central both structurally and affectively, and second (if only inferentially) to a distribution of authority in which women have a strong position relative to men.“

Brøgger und Gilmore (1997: 14) weisen darauf hin, dass Matrifokalität zwar eine aktivere Rolle der Frau in familiären Entscheidungsfindungen, nicht aber unbedingt ihre Dominanz über den Ehemann impliziert. Dies wird am Beispiel von Antías und Anxos Familie sehr deutlich: Obwohl Antía längst nach Galicien hatte zurückkehren wollen, konnte sie ihren Willen ihrem Mann gegenüber erst durchsetzen, als sie vom Remigrationswunsch ihrer Kinder unterstützt wurde.

Aber auch das innerfamiliäre Beziehungsnetz ist bei Antías und Anxos Familie matrifokal geprägt. Die Mutter-Tochter-Bindungen sind offensichtlich viel enger – und zwar genauso zwischen Antía und ihrer Mutter wie zwischen Isabel und Antía – als die Vater-Kind-Bindungen. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass Anxo den plötzlichen Remigrationswunsch seiner Tochter nicht erklären konnte, weil er offenbar nie mit ihr darüber gesprochen hat. Mit dem Geschäft, das Anxo nach seiner Remigration aufgebaut hat, verband er auch die Hoffnung, dass sein Sohn, der den Beruf des Drehers erlernte, es eines Tages übernehmen würde. Dies werde aber kaum mehr der Fall sein, weil Ignacio unterdessen eine gute Stelle in einem Betrieb gefunden habe. Offenbar hat er aber mit seinem Sohn nicht eingehend über

dessen Berufswünsche gesprochen. Ich schliesse aus diesen Gegebenheiten auf eine mangelhafte Kommunikation zwischen Anxo und seinen Kindern. Es ist ausserdem auffällig, dass in der Erzählung von Antía und Anxo die Mutter von Antía immer wieder auftauchte, während ihr Vater und die Eltern von Anxo kaum erwähnt wurden. Die innerfamiliären Bindungen orientieren sich offensichtlich an der Matriline, die von der Grossmutter über Antía zu Isabel führt.

Die matrifokale Orientierung von Antías und Anxos Familie ist in Galicien keine Seltenheit – und auch bei anderen von mir interviewten RemigrantInnen ausgeprägt.<sup>35</sup> Matrifokalität tritt, so Brøgger und Gilmore (1997: 14), häufig in Kombination mit massiver männlicher Emigration in Erscheinung. Dies trifft nicht nur auf kollektiver Ebene auf Galicien zu, sondern auf individueller Ebene auch auf den Fall von Antía, die einen grossen Teil ihrer Kindheit ohne ihren Vater verbrachte, der in Holland arbeitete. Brøgger und Gilmore (1997: 15) geben in ihrem Aufsatz, der die Gender-Verhältnisse in einem andalusischen und einem nordportugiesischen Dorf vergleicht, zu bedenken, dass Matrifokalität zwar nicht ausschliesslich an der nordwestlichen Atlantikküste Iberiens eine Realität darstelle, aber „matrifocality in this corner of Iberia contributes to, and in fact forms the basis of, enhanced women’s power“. Zusammen mit dem Norden Portugals bilde die nordwestliche Ecke Spaniens diesbezüglich eine Ausnahme auf der iberischen Halbinsel. Brøgger und Gilmore (1997: 15) führen diese prononcierte Stellung der Frau insbesondere auf die Abwesenheit des etwa in Andalusien sehr ausgeprägten mediterranen *honor-and-shame complex*<sup>36</sup> zurück:

„This comparison will show [...] that while local ecology and economy are critical factors in the relative position of women in Iberia, the ultimate answer to the contrast seems to be located in

---

<sup>35</sup> Siehe insbesondere Celia und Carlos sowie Dolores und Daniel.

<sup>36</sup> Ein Defizit in Brøgger und Gilmores Aufsatz ist die mangelnde Erläuterung ihres Gebrauchs des *honor-and-shame-complex*, besonders weil dieses Konzept in der Ethnologie des Mittelmeerraums alles andere als unumstritten ist. Eine theoretische Klärung des Konzepts scheint mir aber unumgänglich, um Brøgger und Gilmores Schlussfolgerungen zu verstehen. Ich stütze mich dazu auf Yamina Dirs (2005) „Bilder des Mittelmeer-Raumes. Phasen und Themen der ethnologischen Forschung seit 1945“: Dir bezeichnet die beiden Aufsatzsammlungen „Mediterranean Countrymen“ von Pitt-Rivers (1963) und „Honor and Shame“ von Peristiany (1965) als das theoretische Fundament einer Ethnologie, die den Mittelmeerraum als einheitlichen Kulturraum definierte, der an die Parameter Ehre und Schande gebunden war: „In a wide-ranging area, from southern Portugal to Turkey and southern France to North Africa, people are preoccupied with reputation (apparently to a greater extent than elsewhere), this concern is embodied in concepts of honour and shame.“ (Goddard 1994, zitiert in Dir 2005: 21) Der Wertekomplex Ehre und Schande diene also als epistemologische Stütze bei der Definition des ethnologischen Feldes. Gilmore selbst wendet sich von den traditionellen Bildern der weiblichen Schande und der männlichen Ehre ab und betont das Symbolische an diesen Haltungen. Er verwendet ein dynamisches *honor-and-shame*-Modell, indem er materielle Parameter einführt und auch die ökonomische Rolle der Frau in der Familie berücksichtigt (Dir 2005: 20-21; 42-43).



the ideological realm, especially in the presence or absence of the Mediterranean honor-and-shame complex.“

Brøgger und Gilmore (1997: 15) kommen aber in ihrer Forschung auch zum Schluss, dass Matrifokalität nicht unbedingt eine Stärkung der ausserhäuslichen Stellung der Frau mit sich bringt. Matrifokalität bezieht sich also in erster Linie auf die Stellung der Frau in Haus und Familie, die eine Einheit darstellen. Die casa<sup>37</sup> in Galicien ist weit mehr als bloss physische Unterkunft, sondern impliziert neben dem Haus auch den Landbesitz, die Arbeit und die häuslichen Beziehungen (Moreno Feliú 1997: 284). Moreno Feliú (1997: 284) bezeichnet die casa deshalb als „unidad de identificación social, de producción y de consumo“. Die casa trägt häufig den Namen der Mutter und die Individuen der (Dorf-)Gemeinschaft identifizieren sich selbst mit einer casa (Kelley 1991: 568).

Der Bau eines eigenen Hauses wird von Antía und Anxo unabhängig voneinander als das wichtigste Migrationsziel bezeichnet – sie hätten etwas Eigenes haben wollen. Das Ziel, ein eigenes Haus zu besitzen, hatte einen entscheidenden Einfluss auf den Migrationsverlauf. Frigerio und Merhar (2004: 360) betonen den starken Symbolcharakter des eigenen Hauses in der Heimat. Das Haus bietet in Realität weder Schutz vor Arbeitslosigkeit noch eine produktive Existenzgrundlage, aber angesichts des unsicheren Status als ArbeitsmigrantInnen kann es Sicherheit vor Vertreibung bedeuten. Ausserdem ist das Haus als gemeinsamer realer Bezugsort auch ein Symbol der familiären Einheit und die Materialisierung des Rückkehrwillens (Frigerio, Merhar 2004: 360). In Antías Erzählung wird dieser enge Zusammenhang zwischen Haus und Familie daran sehr deutlich, dass sie die beiden Themen immer wieder in Verbindung miteinander erwähnt. In Anxos Darstellung ist der Hausbau weniger zentral, weil das Haus für ihn offenbar eine weibliche Sphäre repräsentiert:

„Quería tener algo mío también. De decir: esto, o bien, o mal, o regular, es mío. O es nuestro, claro, [se ríe], o es de ella [Antía], que yo aquí, prácticamente estoy prestado.“

In Anxos Aussage, dass er nur leihweise im eigenen Haus wohne, wird einmal mehr seine innerfamiliäre Rolle erkennbar, und der direkte Bezug zwischen Familie und Haus lässt den Schluss ziehen, dass die casa der materielle Ausdruck der matrifokalen Familie ist.<sup>38</sup>

Vor diesem Hintergrund wird Antías ausgeprägte Rückkehrorientierung verständlich: Haus und Familie sind für sie eine untrennbare Einheit, die durch die Auswanderung aufgebrochen wurde. Nur die Remigration ermöglichte eine Rückkehr zur Einheit und deren Erhalt.

Anxo hingegen hätte es vorgezogen, die Remigration möglichst bis zum Eintritt ins Rentenalter hinauszuzögern. Er hatte kaum mehr biografische Referenzpunkte in Galicien und kon-

---

<sup>37</sup> Ich verwende hier bewusst den spanischen Begriff für Haus, weil dieser neben der Bedeutung der Behausung/des Gebäudes auch jene des Daheims beinhaltet.

<sup>38</sup> Brøgger und Gilmore (1997: 24) stellten im Nordwesten der iberischen Halbinsel auch eine Tendenz zur Matrilokalität fest: Das junge Ehepaar wohnt meist mit der Familie der Frau zusammen oder zumindest in deren Nähe (matrivicinal tendency).

zentrierte sich auf seine Aufgabe als Ernährer für die Familie in der Schweiz. Die Erfüllung dieser Aufgabe und damit seine innerfamiliäre Rolle waren aber durch die Remigration in Frage gestellt. Während für Antía die Rückkehr also eher eine identitätsstabilisierende Bedeutung hatte, wurde sie von Anxo vielmehr als identitätsgefährdend wahrgenommen. Es ist denn auch bezeichnend, dass Antía, die in der Schweiz unter gesundheitlichen Beschwerden litt, sich seit der Remigration viel besser fühlt. Anxo hingegen, der in der Schweiz nur gerade zweimal einen Arzt aufsuchen musste, klagt über gesundheitliche Probleme, die nach der Remigration aufgetreten seien: Anxo leidet an Diabetes, er erlitt eine Lähmung, hat einen zu hohen Blutdruck und ist übergewichtig.

#### **4.1.2 Beatríz und Bieito: Befriedigungsaufschub für die Zukunft**

Bieito wurde 1939 als Bauernsohn in einem Weiler der Gemeinde Zas, südwestlich von Carballo, geboren. Er hat sechs Geschwister, von denen alle ausser dem jüngsten Bruder, der bei den Eltern blieb, emigriert sind. Beatríz wurde 1946 in einem Weiler derselben Gemeinde geboren. Ihre Mutter starb, als Beatríz noch ein Kind war. Ihr Vater führte eine Schenke.

Mit 18 Jahren wanderte Bieito gemeinsam mit einer Schwester nach Uruguay aus. Dort arbeitete er während neun Jahren als Lastwagenchauffeur. 1967 kehrte er nach Galicien zurück, blieb aber nur vier Monate bei den Eltern und emigrierte dann in die Schweiz. Die ersten zwei Jahre arbeitete er in einem Restaurant und anschliessend bis zur Remigration in einer Grossmetzgerei in der Nähe von Bern. Ausserdem verrichtete er während 25 Jahren abendliche Putzarbeiten für ein Reinigungsinstitut in Bern.

Während eines Ferienaufenthalts in der Heimat, lernten Bieito und Beatríz sich kennen. Zwei Jahre später heirateten sie, als Beatríz bereits schwanger war. Bieito kehrte vorerst alleine in die Schweiz zurück und suchte eine Anstellung für seine Frau. Beatríz arbeitete ein Jahr in der Zentralwäscherei und anschliessend während über zwanzig Jahren in einer Papierfabrik, bis diese den Betrieb einstellte. Danach war sie nicht mehr erwerbstätig und kümmerte sich um den Haushalt. Ihre Kinder – die Zwillingmädchen Jesusa und Julia – liessen sie bis zum Abschluss der Schule durch die Eltern von Bieito in Galicien betreuen, und holten sie mit vierzehn Jahren in die Schweiz nach. Beide Töchter absolvierten in der Schweiz eine Berufsausbildung.

Als die Eltern von Bieito ein Jahr vor dessen Pensionierung krank wurden, entschieden sich Bieito und Beatríz zur Remigration. Seit 2003 leben sie nun in ihrem während der Migration in Carballo gebauten Haus. Sie haben in Galicien keine Erwerbstätigkeit mehr aufgenommen. Bieito kümmert sich um den grossen Garten hinter dem Haus und um die Haustiere. Jesusa lebt mit ihrem Kind in Bern und arbeitet als Friseurin, Julia lebt mit ihrem Ehemann und den drei Kindern in Valencia.

#### **„Hay que trabajar para tener algo para mañana“**

„Por la Svizzera no te puedes comprar una casa. Y con la pensión que te dan en Suiza allá no te

llega. Te llega, pero la pasas mal.“

Mit diesen Worten erklärt Bieito warum er spätestens nach der Pensionierung nach Galicien zurückkehren wollte. Bereits hier tritt der rote Faden zum Vorschein, der sich durch das gesamte Interview mit Bieito zieht: Entscheidungen werden meist in Funktion ihres ökonomischen Nutzens getroffen.

Bieito wanderte 1958 nach Uruguay aus, weil er etwas von der Welt habe sehen wollen, aber vor allem, weil er sich erhoffte, dort besser zu verdienen als dies mit der Landarbeit in Galicien möglich war. Warum er gerade Uruguay als Auswanderungsziel wählte und nicht Argentinien oder Venezuela, die zu den wichtigsten Aufnahmeländern der galicischen Emigration gehörten, erklärt er folgendermassen:

„Argentina nada, porque en Argentina se andaba muy mal, Argentina muchos años que andaba muy mal. Uruguay cuando yo fui era un país como Svizzera. Trabajo y el dinero valía, el dinero valía bastante bien. Y vivías de maravilla.“<sup>39</sup>

Dieselbe Überlegung brachte ihn neun Jahre später dazu, Uruguay zu verlassen und sein Glück in der Schweiz zu versuchen. Die uruguayische Währung habe eine starke Entwertung erfahren, und es sei nicht mehr möglich gewesen, zu sparen. Als ein ehemaliger Arbeitskollege, der von Uruguay nach Holland gewandert war, ihm schrieb, in Europa könne man in zwei Monaten so viel verdienen wie in Uruguay in einem Jahr, habe er sich zu einer zweiten Emigration entschlossen:

„VÍ que ganaba bien para estar allí [en Uruguay], pero eso no es para mi juventud, [...] yo no me voy a quedar aquí para siempre, si algún día quiero salir para algún sitio, la plata no me da. Entonces me voy.“

Bieito verbrachte einige Monate bei seinen Eltern in Galicien, bis ein Freund, der bereits in der Schweiz lebte, ihm einen Arbeitsvertrag in einem Restaurant in der Schweiz besorgte. So trat er 1967 seine zweite Arbeitsmigration an:

„A Suiza me quiero ir, porque en Uruguay, la plata no te vale para nada.“

Auch die Entscheidung, die Töchter in Galicien durch Bieitos Eltern betreuen zu lassen und erst mit 14 Jahren in die Schweiz nachzuholen, ist unter einem ökonomischen Aspekt zu sehen:

„Tuvimos un crédito, no podía irlo pagando de aquí [Galicia] y yo quería pagar. Y si estaban las niñas allá [en Suiza], no podíamos trabajar los dos. Porque si tienes niños, ya sabes como es. La *Krippe*... si sólo es uno, pero ya tienes dos [...].“

Weil die externe Kinderbetreuung der beiden Töchter in der Schweiz sehr teuer gewesen wäre, hätte die Mutter zu Hause bleiben müssen. Um aber den für den Hausbau aufgenommenen Kredit abzahlen zu können, war die Erwerbstätigkeit beider Elternteile nötig. Auch als Jesusa

---

<sup>39</sup> Bieitos Beschreibung der Situation in Uruguay erinnert daran, dass Uruguay als die „Schweiz Südamerikas“ bekannt ist.

und Julia die Schule in Galicien beendet hatten und sich die Frage stellte, ob sie nachgeholt werden oder Beatríz und Bieito remigrieren sollten, hatte sich die Situation kaum verändert – die Hypothek war erst zur Hälfte getilgt:

„Entonces no nos daba para venir acá [a Galicia] y terminar esta obra [la casa]. No nos daba. Entonces primero tenemos que salir. No es que coges una hipoteca e ir en medio. No, tenemos que salir y cuando salgamos.“

Offenbar war Bieito auch zu diesem Zeitpunkt noch nicht vom Kindernachzug überzeugt, wurde aber von seiner Frau vor die Wahl gestellt:

„Ahora, o vienen ellas para aquí o marcho yo para España.“

Die beiden Mädchen gingen in der Schweiz nur noch kurz zur Schule und absolvierten dann beide eine Berufsausbildung. Während Bieito die weitere Hinauszögerung der Remigration mit der finanziellen Belastung durch den Baukredit erklärt, war für Beatríz wichtiger, dass ihre Töchter die Berufsausbildung beenden konnten:

„Después allí estaban en el aprendizaje y no íbamos nosotros a marchar, que les estropeabas todo.“

Sie weist allerdings auch darauf hin, dass ihr Mann sowieso nicht vor der Pensionierung nach Galicien habe zurückkehren wollen.

Beatríz ging keiner Erwerbstätigkeit mehr nach, nachdem die Papierfabrik, in der sie während mehr als zwanzig Jahren gearbeitet hatte, den Betrieb einstellte. Bieito erklärt auch diesen Entschluss mit ökonomischen Motiven. Die Arbeit wäre so schlecht bezahlt worden, dass Beatríz nur zum Zahlen der Steuern verdient hätte. Bieito arbeitete zu diesem Zeitpunkt schon mehrere Jahre für ein Reinigungsinstitut. Dort habe man seiner Frau Arbeit angeboten, aber zu einem sehr schlechten Lohn. Weil er etwas besser bezahlt wurde als seine Frau, übernahm er einige Stunden mehr und Beatríz kümmerte sich alleine um den Haushalt:

„Dije: ‚Bueno, por ese dinero no vas a trabajar. Cojo yo ese dinero, lo agarro yo y tu cuidas la casa y me das las cosas hechas.‘“

So verrichtete Bieito neben seiner Haupterwerbstätigkeit also zusätzliche abendliche Arbeitsstunden beim Reinigungsinstitut, erwartete im Gegenzug von seiner Frau aber, dass sie ihm jede Hausarbeit abnahm:

„Cuando llegaba a casa, no hacía nada. Llegaba a casa y tenía todo pronto y una ducha y a dormir y otro día así. Para salir adelante.“

Für Beatríz bedeutete die Aufgabe ihrer Erwerbstätigkeit in der Schweiz letztlich aber den Verlust ihrer Unabhängigkeit gegenüber Bieito in Bezug auf den Entscheid über den Remigrationszeitpunkt. Wäre sie einer ausserhäuslichen Arbeit nachgegangen, wäre sie nicht unbedingt zum Zeitpunkt der Pensionierung ihres Ehemannes nach Galicien zurückgekehrt:

„Porque mi marido iba a coger una pensión, yo ya llevaba ya unos años sin trabajar. [...] Pero si tengo trabajo en un hospital y estoy contenta, y aínda no tenía problemas, que a lo mejor yo no me venía [a Galicia].“

Sogar die Heirat mit Beatríz scheint für Bieito vor allem von instrumentellem Charakter gewesen zu sein. Die Beziehung mit einer Schweizerin habe er beendet, weil sie keine Zukunft gehabt hätte. Er habe immer gewusst, dass er eines Tages nach Galicien zurückkehren würde. Die Ehe mit einer Schweizerin hätte hierbei zum Hindernis werden können. Er habe deshalb in Galicien eine Frau gesucht – die er ja im Nachbardorf seines Geburtsortes auch fand.

Auch Beatríz beschreibt ihre Heirat und die daraus resultierende Auswanderung in die Schweiz auf sehr nüchterne Art und Weise:

„No es que tenía ganas [de emigrar a Suiza]. Es que me casé y mi marido estaba allí. [...] Nos casamos y él verdaderamente estaba en Suiza. Y yo tenía que ir, porque si quieres ir con el marido. ¿Yo qué hacía en casa de mis padres? Tenía que ir con el marido.”

Beatríz' Auswanderung in die Schweiz war also keineswegs ein autonomer Entschluss, sondern eine moralische Folge ihrer Eheschließung.

Obige Ausführungen machen den ausgeprägten ökonomischen Diskurs in Bieitos Erzählung erkennbar. Obwohl er über vierzig Jahre in der Migration lebte, stellte diese für ihn stets einen Übergangszustand dar, den es zu überbrücken galt, um die angestrebten Ziele – den Bau eines eigenen Hauses und einen finanziell abgesicherten Ruhestand nach der Remigration – zu erreichen. Die verfolgte soziale Mobilität in der Zukunft war nur durch Befriedigungsaufschub in der Gegenwart zu erreichen: Bieito war nicht nur dazu bereit, über viele Jahre hinweg einen ausserordentlich harten Arbeitsrhythmus auf sich zu nehmen, sondern auch auf das Zusammenleben mit seinen Kindern zu verzichten.

Der an die Rückkehrorientierung gekoppelte zukunftsgerichtete Charakter seiner Migration diente ihm als Strategie zur Bewältigung des schwierigen Alltags, verhinderte aber auch eine höhere Lebensqualität am Lebensort. Dietzel-Papakyriakou (1993: 135-136) beschreibt diese positive Zukunftsantizipation als Mittel zur Abstrahierung von der belastenden Gegenwart. Ähnlich sieht Kontos (2000: 170) im Rückkehrgedanken eine sinnstiftende, kulturelle Begleiterscheinung der Migration: Die Rückkehr war von Anfang an im Migrationsprojekt enthalten und gab ihm und dem damit verbundenen Leiden Sinn. Durch die klare Formulierung von Zielen hat die Rückkehrorientierung eine stabilisierende Wirkung und stärkt die migrationspezifische Widerstandsfähigkeit (Dietzel-Papakyriakou 1993: 104). Allerdings kann das Zukünftige nur als Motivation wirken und das Verhalten bestimmen, wenn es mit der Gegenwart verbunden ist. Gemäss Dietzel-Papakyriakou (1993: 137) geschieht dies durch die Hierarchisierung der Ziele, beziehungsweise die Formulierung von Zwischenzielen, deren sukzessive Realisierung eine Überbrückung zwischen Gegenwart und Zukunft darstellt und damit das Provisorium der Gegenwart erträglich macht. Bei Bieito sind solche Zwischenziele klar erkennbar: Der Hausbau im Herkunftsland, die Abzahlung des Kredits und schliesslich die materiell abgesicherte Remigration im Ruhestand. Durch die zunehmende Realisierungszeit dieser Ziele verlängerte sich die Aufenthaltsdauer in der Migration konstant und das Rückkehrziel rückte immer weiter in die Zukunft. Die Weite der Zielsetzungen hat demnach – so Dietzel-Papakyriakou (1993: 137) – einen direkten Einfluss auf die Ausbreitung des Lebensraumes in seiner zeitlichen Dimension.

Beatríz hingegen hinterfragt im Rückblick das befriedigungsaufschiebende Verhalten ihres Ehemannes und bedauert mit Verbitterung die Entscheidung, ihre Töchter in Galicien durch die Grosseltern betreuen zu lassen:

„Para la madre es muy duro, eh. Por eso les digo yo a mis hijas - que no hagan tanto dinero, es lo mismo, pero los hijos que los tengan ellas. Yo, si fuera hoy, me separaría de mi marido, pero de las hijas no. Porque lo mejor de tus hijos, no lo, no lo disfruté.“

An dieser Stelle begann Beatríz zu weinen und Bieito forderte uns dazu auf, das Gespräch zu beenden. Doch Beatríz unterbrach ihn und sprach weiter:

„Pero el dinero muchas veces. [...] Porque hoy, veo que hoy crían los hijos con ellos y tienen el mismo dinero.“

Noch einmal unternahm Bieito den Versuch, das Gespräch zu beenden, und ein zweites Mal fiel ihm Beatríz ins Wort: Ihre Tochter in Valencia habe drei Kinder und sei deshalb zurzeit nicht erwerbstätig, trotzdem könne die Familie gut leben. Wenn sie die Zeit zurückdrehen könnte, würde sie nach Galicien zurückkehren, um sich um ihre Kinder zu kümmern, oder sie würde sie von Anfang an in die Schweiz holen:

„Si no ganaba el dinero para la casa en diez años, lo ganaba en veinte. O si no estaba en una casa, estaba en un piso. Pero sabía que quería criar, criar mis hijas.“

Die durch finanzielle Überlegungen bestimmte Trennung von ihren Kindern stellt für Beatríz eine traumatische Erfahrung dar, welche sie ihren Töchtern ersparen will und sich dafür auch gegen ihren Mann zur Wehr setzt:

„Porque si la madre está sin los hijos, tu no sabes si tienen dolor, si están enfermos. Sabes lo que te dicen, pero tu... Y así los crías y educas tu como quieres. Yo hoy les digo siempre a mis hijas [...] si estuvieran aquí en Carballo y tuvieran que trabajar, yo durante el día les tenía los hijos para que ellas trabajaran, como hacen los abuelos en España. Pero después, ¿dejarlos aquí en España, y ellas marchar? No, no, que los lleven. Este [Bieito] le dijo el año pasado a la [hija] que está en Suiza: ‚Déjame la niña, déjame la niña.‘ Y digo yo: ‚Llévala contigo, que recuerdo problemas.‘ Ya no la dejaba tampoco, eh. Pero los problemas vienen después. Porque después, yo empecé a tenerlas a los trece o catorce años. Pero la que está en Suiza ya a los 18 ya casó. ¿Qué disfruté yo de esa hija? Nada. Porque después cuando son grandes, se marchan. [...] Sabes como, cuando empiezan a caminar, cuando empiezan a hablar. Y yo no estuve con ellas para saber eso.“

In der Hinauszögerung des Kindernachzugs sehe ich auch eine Strategie Bieitos, die Rückkehrorientierung seiner Familie aufrechtzuerhalten, was sich aber zumindest bei seinen Töchtern ins Gegenteil verkehrte. Ich vermute, dass er mit dem Vorschlag, sein Enkelkind bei sich zu behalten, dasselbe Ziel verfolgte: Seine in der Schweiz lebende Tochter Jesusa emotional an Galicien zu binden und damit ihre Rückkehrorientierung zu fördern. Lutz (2000: 55-57) bezeichnet in ihrer Studie zu surinamischen Migrantinnen in Holland das Zurücklassen der Kinder bei den Grosseltern als Teil des *family business*: Die Trennung von den Kindern ist eine symbolische Geste, die als Bindeglied eingesetzt wird, um das Konstrukt Familie am Leben zu erhalten. Auch dass Bieito für Jesusa eine Wohnung im zweiten Stock seines Hau-

ses in Carballo eingerichtet hat, sehe ich als Mittel zur Aufrechterhaltung der Bindung. Hiermit kommt zum Ausdruck – wie wir auch schon bei Antía und Anxo gesehen haben – dass ein eigenes Haus oder eine eigene Wohnung wesentlich mehr bedeuten als nur eine physische Unterkunft, sondern Symbol für die familiäre Einheit sind. Für Bieito ist das Haus aber vor allem der materielle Ausdruck von ökonomischem Erfolg und Sicherheit. Auch den Status seiner Töchter misst er offenbar an deren Haus- bzw. Wohnungsbesitz:

„Hoy estamos bien, felizmente estamos bien. Estamos aquí colocados, tenemos esta propiedad nuestra, tenemos nuestro jardín por allí. No tenemos mucho dinero, pero para nosotros, para nosotros llega. Y llegando para vivir, pues. Luego las hijas están colocadas. Una tiene su piso aquí. La otra tiene su piso en Valencia.“

Schliesslich empfiehlt Bieito auch mir, auf dem Land meiner Eltern, von denen ich erzählt hatte, dass sie einen landwirtschaftlichen Betrieb führen, den Bau eines eigenen Hauses zu planen. Dieser Ratschlag ist nur einer von vielen, die er mir im Verlauf unseres Gesprächs bezüglich meiner Lebensplanung gab. Das Interview mit Bieito war phasenweise ein Monolog Bieitos, mittels dessen er mir seine Moralvorstellungen mitteilte.

Bieito richtete seine Lebensplanung an klar definierten materiellen Zielen aus, die im Herkunftsland als symbolisches Kapital<sup>40</sup> genutzt werden konnten, um die angestrebte soziale Mobilität zu erlangen.<sup>41</sup> Richters Schlussfolgerung (2004: 273-274) aus ihrer Forschung mit galicischen ArbeitsmigrantInnen in der Schweiz, wonach Männer ihre Identität vor allem mit immobilien Gütern im Herkunftsort, wie etwa dem Landbesitz und dem darauf errichteten Haus verbinden, Frauen ihre Identität hingegen auf der Grundlage sozialer Verwandtschaftsnetzwerke aufbauen, trifft auf Beatriz und Bieito sicherlich zu. Während Bieito aber seine Referenzpunkte aufrechterhalten und kontinuierlich verstärken konnte, wurde Beatriz ihrer identitätsstiftenden Rolle als Mutter teilweise beraubt. Durch die viel länger als geplant dauernde erste Trennung von ihren Töchtern war es ihr nicht möglich, ihre Kinder grosszuziehen. Die dafür verantwortliche konstante Hinauszögerung der Remigration, respektive den späten Kindernachzug, wirft sie Bieito heute auch deutlich vor. Als sie in die Schweiz emigriert sei, habe er davon gesprochen, dass sie nur acht Jahre bleiben würden:

---

<sup>40</sup> Gemäss Bourdieu besteht das symbolische Kapital aus einer „beliebigen Eigenschaft (eine beliebige Kapitalsorte, physisches, ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital)“, die symbolische Wirkung entfaltet, „wenn sie von sozialen Akteuren wahrgenommen wird, deren Wahrnehmungskategorien so beschaffen sind, dass sie sie zu erkennen (wahrzunehmen) und anzuerkennen, ihr Wert beizulegen, imstande sind“. Als typische Form von symbolischem Kapital nennt Bourdieu die Ehre in Mittelmeergesellschaften. (Bourdieu, Pierre 1998: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. 208ff., 273. (Original: *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*, 1994.))

<sup>41</sup> Gemäss Wolbert (1995: 28) nutzen RemigrantInnen das im Migrationsland erlangte ökonomische Kapital in der Herkunftsgesellschaft zum Aufstieg in den Mittelstand und transformieren damit das ökonomische in symbolisches Kapital.

„Cuando yo marché, tu has dicho ocho años. Y mira - ¡cuántos años!“

Die frühe Heirat von Jesusa und der damit verbundene Auszug aus dem elterlichen Haus sowie die Auswanderung von Julia nach Valencia, stellen für Beatríz einen erneuten schmerzlichen Bruch mit dem familiären Netz dar. Diesbezüglich bringt Beatríz eine fatalistische Haltung zum Ausdruck, die sie mit ihrer eigenen Erfahrung als Tochter in Zusammenhang setzt und damit die generationenübergreifende traumatische familiäre Trennung deutlich macht:

„Los hijos tienen que dejar que... también como yo dejé a mi padre. También los hijos tienen que estar donde ellos están ahora.“

Der Verlust ihrer familiären Referenzen und die Aufgabe ihrer Erwerbstätigkeit in der Schweiz und damit ihrer (ökonomischen) Unabhängigkeit gegenüber Bieito, machen die Dissonanz zwischen Beatríz' ursprünglichen Lebenszielen und der veränderten objektiven Situation deutlich. So wird für Beatríz schliesslich das Haus, obwohl sie heute das forcierte Sparen für dessen Bau in Frage stellt, als einziger realer Bezugsort zum entscheidenden Faktor für die Remigration:

„Tenía ganas de venir por disfrutar lo que tengo aquí.“

Bieitos Rückkehrorientierung war zukunftsgerichteten Charakters und fand in der Remigration, in der Bewegung hin zu den während der Migration erworbenen ökonomischen und sozialen Gütern ihre logische Konsequenz. Bei Beatríz hingegen schien der Rückkehrgedanke vielmehr auf die Vergangenheit bezogen zu sein.<sup>42</sup> Die Migration hatte für sie einen Bruch in ihrer Lebensplanung, die auf ihre Rolle als Mutter ausgerichtet gewesen war, und damit ein Infragestellen der Identität bedeutet. In einer solchen Situation kann der Vergangenheitsbezug dazu dienen, die persönliche Kontinuität und damit die Identität wieder herzustellen (vgl. Wolbert 1995: 49). Die Remigration repräsentierte für sie deshalb weniger eine Bewegung in die Zukunft als vielmehr eine Rückkehr zu den Wurzeln. So kann auf einer metaphorischen Ebene die Remigration von Beatríz als Präludium des eigenen Todes gesehen werden (vgl. Grinberg und Grinberg 1990: 146). Sie habe in ihr Geburtsland zurückkehren wollen, um dort ihren Lebensabend zu verbringen:

„Sabes, son muchos años y recuerdas [...], y después, como nosotros nacimos aquí. [...] No, no, yo tenía muchas ganas de venir a mi país.“

### **4.1.3 Celia und Carlos: Von der Arbeitsmigration zur Subsistenzlandwirtschaft**

Carlos wurde 1946 in der Nähe von Santiago de Compostela geboren. Sein Vater wanderte

---

<sup>42</sup> Dietzel-Papakyriakou (1993: 132) weist darauf hin, dass die Rückkehrorientierung immer beide Komponenten – Zukunfts- und Vergangenheitsbezogenheit – enthält. Einerseits geht es um eine zukunftsgerichtete Bewegung, andererseits ist das Ziel dieser Bewegung – das Herkunftsland – auf die Vergangenheit bezogen.



nach Brasilien aus, als Carlos sechs Jahre alt war, und kam erst 1991 nach Galicien zurück. Er ist vor einigen Jahren tödlich verunglückt. Carlos hat keine Geschwister, seine alte Mutter lebt heute alleine.

Celia wurde 1950 in einem Weiler in der Nähe von Carballo im selben Haus, in dem sie heute mit Carlos lebt, geboren. Ihre Mutter hat sie und ihren Bruder alleine grossgezogen, Celia kennt ihren Vater nicht.

Nach Beendigung der Schule mit dreizehn Jahren zog Carlos zu Verwandten nach A Coruña, wo er als Botenjunge arbeitete. Danach war er mehrere Jahre in der Hochseefischerei tätig. Während seines Militärdiensts bei der Marine lernte er Celia kennen, die zu diesem Zeitpunkt in einer Fischfabrik in A Coruña arbeitete. 1968 heirateten sie, und Celia wurde bald darauf schwanger. Weil sie nicht wollte, dass ihr Mann weiterhin zur See fahre und beide den Wunsch hatten, ein eigenes Haus zu besitzen, entschlossen sie sich zur Emigration. 1969 wanderte Carlos in die Schweiz aus und arbeitete in der Tiefkühlabteilung einer Molkerei in Bern. Einige Monate später folgte ihm Celia in die Schweiz und begann in einem Krankenhaus zu arbeiten. Obwohl Celia, gemäss den damals geltenden Regelungen, die Branche nicht hätte wechseln dürfen, gelang es Carlos, ihr eine Stelle in der Molkerei zu beschaffen. Weder Celia noch Carlos wechselten danach je wieder den Arbeitgeber. Neben ihrer industriellen Arbeit erledigte Celia immer auch abendliche Putzarbeiten in Privathaushalten.

Ihre Kinder Luís und Laura liessen sie durch Celias Mutter in Galicien betreuen und holten sie erst in die Schweiz nach, als die beiden die Schule in Spanien beendet hatten. Für Luís hatten seine Eltern eine weiterführende Ausbildung in Galicien geplant, doch er habe sie dazu gedrängt ihn in die Schweiz nachzuholen. Während Laura in Bern eine Berufslehre absolvierte, brach Luís seine Berufsausbildung ab. Auf sein Bitten hin besorgte ihm sein Vater eine Stelle in der Molkerei. Luís lernte in der Schweiz seine heutige Frau kennen. Als sein erstes Kind eingeschult wurde, kehrte die Familie nach Spanien zurück. Luís arbeitet aber bis heute einige Monate im Jahr in der Molkerei. Laura war schon nach sieben oder acht Jahren Aufenthalt in der Schweiz wieder nach Galicien zurückgekehrt.

2001 sind Celia und Carlos zurückgekehrt und leben mit Celias Mutter in deren Haus, das sie vollständig umgebaut haben. Sie haben etwas ausserhalb des Weilers eine *Finca*, wo sie ein Stück Land bebauen, einige Schweine mästen sowie Hühner und Kaninchen halten.

### **„En Suiza me hacía la vida como me la estoy haciendo aquí“**

„Entonces pues, yo he tenido la posibilidad ésta de que mi madre me los había criado [los hijos] y yo me dediqué a trabajar y a no estar con los hijos.“

Celia beschreibt die Trennung von ihren Kindern als normalen Nebeneffekt der Arbeitsmigration. Und obwohl Celia heute sagt, die Trennung sei ein Fehler gewesen, nimmt das Thema in ihrer Erzählung weit weniger Raum ein als bei den anderen von mir interviewten RemigrantInnen. Carlos erwähnt die Trennung von Luís und Laura gar nur am Rande. Celia versteht die Übertragung der Kinderbetreuung an ihre Mutter als legitime Möglichkeit, um

überhaupt im Ausland erwerbstätig sein zu können. Aufgrund der ausländerrechtlichen Regelungen, welche die Familienzusammenführung auf die Kernfamilie beschränken, ist die Übernahme der Kinderbetreuung durch Familienangehörige im Aufnahmeland kaum möglich. Für Migrantinnen stellt die Kombination von familiärer und beruflicher Arbeit daher häufig eine noch grössere Belastung dar als für einheimische Mütter, und die Umverteilung von Versorgungsleistungen auf Familienangehörige im Herkunftsland wird häufig unumgänglich. Ich möchte an dieser Stelle auf Lutz' Konzept des *family business*, das ich in der Interview-Analyse von Beatriz und Bieito schon kurz erwähnt habe, zurückkommen: Indem einer anderen Person teilweise die Versorgungsarbeit<sup>43</sup> überlassen wird, wird das gesamte Sorgeprojekt zu einer Verwandtschaftsangelegenheit, einem *family business* – das Migrationsprojekt erfordert also die Akzeptanz der nicht-singulären Mutterschaft (Lutz 2000: 56-57). Zum Zeitpunkt der Auswanderung meiner InterviewpartnerInnen galt die patriarchale Kernfamilie, welche die Vorstellung der singulären Mutterschaft beinhaltet, in der Schweiz als normative Familienform (vgl. Lutz 2000: 50; 56). Demgegenüber war unter galicischen Bauern und Arbeitern – so Ruíz-Fernández (1999: 280) – die Transferierung der Kinderbetreuung von der Mutter auf eine andere Person seit Generationen eine häufige Strategie. Ich gehe davon aus, dass dies einerseits in direktem Zusammenhang mit den massiven Auswanderungsbewegungen steht und andererseits mit der mangelnden industriellen Entwicklung Galiciens und der starken Einbindung der Frau in die Landwirtschaft. Die Umverteilung von familiären Versorgungsleistungen war daher gesellschaftlich legitimiert. Die galicischen Migrantinnen, die sich wie Celia und die meisten meiner anderen Interviewpartnerinnen dazu entschlossen oder dazu gezwungen waren, sich zeitweilig von ihren Kindern zu trennen, bewegten sich also im Spannungsfeld verschiedener Mutterschafts- bzw. Familienideologien.

Auch in der Forschung von Ruíz Fernández (1999: 284) zu RemigrantInnen im Raum Vigo werden die Schwierigkeiten bei der Kinderbetreuung in der Migration thematisiert. Ruíz Fernández führt diese auf die mangelnde intergenerationale Solidarität in den europäischen Aufnahmeländern zurück. Während in Galicien die vertikalen, also intergenerationalen, sozialen Netze prägend seien, spielten in den Aufnahmegesellschaften die horizontalen sozialen Netze eine wichtigere Rolle. Im Vergleich zu Galicien habe Freundschaft in Ländern wie der Schweiz einen grösseren Stellenwert als Verwandtschaft, wodurch die soziale Kontrolle schwächer, aber eben auch die Kinder- und Altenbetreuung schwieriger werde.

Es ist wichtig, hier die Brücke zur Altenbetreuung zu schlagen, weil auch sie Teil des *family business* ist. Alle von mir befragten Frauen, deren Eltern noch am Leben sind, betreuen diese seit ihrer Rückkehr – so auch Celia und Carlos, die mit der alten Mutter von Celia zusammenleben und sich um sie kümmern. Obwohl die meisten meiner InterviewpartnerInnen Geschwister in Galicien haben, fällt ihnen die Aufgabe der Altenbetreuung zu. Ich gehe deshalb davon aus, dass die Übernahme der Kinderbetreuung durch die Grosseltern für die MigrantIn-

---

<sup>43</sup> Unter Versorgungsarbeit (*carework*) versteht Lutz (2000: 56) die physische und emotionale „Sorge für andere“ oder „Dasein für andere“.

nen direkt an die Verpflichtung der späteren Betreuung der Eltern gekoppelt ist und hieraus eine Rückkehrpflicht entsteht. Ausserdem ist hier auch auf die matrifokale Tendenz hinzuweisen: In den meisten Fällen waren es die Eltern der Frau, die sich um die Kinder kümmerten, und die entsprechend im Alter durch die RemigrantInnen betreut werden.

Celia und Carlos holten ihre Kinder erst in die Schweiz nach, als diese die Schule in Galicien beendet hatten. Obwohl sie auch für Lu s die Absolvierung einer Berufsbildung vorgesehen hatten, zog dieser es vor, in derselben Fabrik wie seine Eltern zu arbeiten – wo er bis heute tätig ist. In der fehlenden beruflichen Ambition sehe ich die Wiederholung eines Musters seiner Eltern. Weder Celia noch Carlos haben je eine Verbesserung ihrer Arbeitsverhältnisse in der Schweiz angestrebt. Celia sagt dazu:

„ Para d nde ibas también? Para ir cambiando de firma a firma por poca diferencia, pues siempre dec as: mejor lo conocido que el... conocer otra cosa.“

Die einzige Veränderung, die Carlos verfolgte, war die eines angenehmeren Arbeitsbereichs innerhalb der Fabrik. Tatsächlich konnte er nach einigen Jahren von der Tiefk hlabteilung zur Fr chtepresse wechseln, was er als deutliche Verbesserung seiner Arbeitsbedingungen beschreibt. Gemäss Richter (2004: 273-274) verbleibt die Mehrheit der galicischen MigrantInnen während ihres gesamten Aufenthalts in der Schweiz in denselben Arbeitsverhältnissen und verfolgt kaum deren Verbesserung oder eine berufliche Professionalisierung. Der Maximierung des Einkommens durch Überstunden oder einer zweiten Arbeitstätigkeit an Abenden und Wochenenden wird mehr Bedeutung beigemessen als der Verbesserung der Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Richter (2004: 275) weist denn auch darauf hin, dass es sich bei denjenigen Familien, die nicht nach Galicien zurückkehren, um solche handelt, die während der Migration ihren sozialen und ökonomischen Status in der Schweiz verbessert haben. Oder andersherum gesagt: Die zurückgekehrten RemigrantInnen haben nie den sozialen Aufstieg in der Schweiz angestrebt, sondern haben ihre Ziele am Herkunftssystem ausgerichtet. Bei Celia und Carlos trifft dies sicherlich zu.

Celia ist die einzige meiner InterviewpartnerInnen, die offen negativ über ihren Arbeitgeber in der Schweiz spricht. Wiederholt bringt sie, und etwas weniger eindringlich auch Carlos, Enttäuschung und Unzufriedenheit zum Ausdruck. Celia kann allerdings nicht genau in Worte fassen, woraus die „cosas malas“ bestanden, die sie in der Fabrik erlebte. Angesichts dieser negativen Schilderungen ist es erstaunlich, dass sie sich nie um eine andere Stelle bemüht hatte. Möglicherweise hängt dies auch mit der Unterschätzung ihrer eigenen Fähigkeiten zusammen:

„El puesto de trabajo que ten a, era muy bueno. Sinceramente, para m , no es de que ten a un estudio para defender este puesto.“

In Celias kritischer Einstellung gegenüber ihrem Arbeitgeber sehe ich aber auch den Versuch, Distanz zu schaffen und sich der Reduzierung ihrer Existenz auf eine Lohnarbeiterin zu widersetzen. Ausführlich erklärte mir Celia die Vorteile der Land- gegenüber der Lohnarbeit und des Lebens auf dem Land gegenüber dem Leben in der Stadt. Mit dem Anbau von Gem -

se, dem Mästen von Schweinen und Kaninchen und dem Halten einiger Hühner könne sehr viel Geld gespart werden. Ausserdem habe man auf diese Weise immer frische Produkte für den Eigenkonsum. In der Schweiz habe sie zwar nicht die Möglichkeit gehabt, selbst einen Garten zu pflegen oder Tiere zu halten, sie habe aber ihre Einkäufe stets bei Bauern in der Region Bern erledigt. Gemeinsam mit anderen GalicierInnen hätten sie jeweils ein Schwein, ein Kalb oder einige Kaninchen schlachten lassen. Obwohl sie in der Stadt Bern gelebt habe, sei sie kaum ins Zentrum gegangen, um einzukaufen.

„En Suiza, me hacía la vida como me la estoy haciendo aquí en España. [...] Aquí tengo la posibilidad que tengo un sitio donde estoy criando unos cerdos. Pues mira, me crío un cerdito y me lo mato yo aquí. Ya, ahora no lo tengo que comprar, lo crío yo. Y tengo unos conejos y tengo gallinas y tengo cerdos. Y ahora pues, en vez de ir a comprar a quien lo tuviera, me lo estoy criando aquí. Para evitar... el Euro, de gastar tanto. [...] Así por lo menos, comprar, pero lo necesario y lo de casa aprovechar lo máximo.“

Celias Diskurs bringt neben einem ausgeprägten ökonomischen Denken, wie wir es schon bei Bieito gesehen haben, vor allem einen *rural peasant ethos* zum Ausdruck. Ich beziehe mich hierbei auf Rosemans (2002: 25) Aufsatz über die Mischökonomie aus Land- und Lohnarbeit im ruralen Galicien.<sup>44</sup> Sie beschreibt, dass viele MigrantInnen nach ihrer Rückkehr wieder Subsistenzlandwirtschaft betreiben – das trifft auf alle meine InterviewpartnerInnen zu – und führt dies auf die Aufrechterhaltung eines *rural peasant ethos* zurück. Obwohl sich die Menschen als Bauern und Lohnarbeitende verstünden, beziehe sich ihre Identität spezifisch auf das bäuerliche Leben:

„[...] many rural Galicians construct a peasant identity around the activities of ‚working the land‘ and eating food from the land – homegrown and homemade food (*comida caseira*).“

Auch Villares (1999b) weist auf die Bedeutung der agrarischen Kultur hin und warnt davor, diese als Überbleibsel einer vergangenen Zeit zu missverstehen:

„L’importance de la culture agraire traditionnelle ne doit pas être vue comme une survivance archaïque, mais comme un élément essentiel à la compréhension de la Galice d’aujourd’hui.“

Gemäss Roseman (2002: 24) wird von den *worker-peasants* im von ihr beschriebenen Gebiet eine Gegenüberstellung von Lohnarbeit und *traballo pra comer* vorgenommen. In obigem Zitat von Celia wird die positive Besetzung der *traballo pra comer* sehr deutlich: Statt einkaufen zu müssen und damit von einem Lohn abhängig zu sein, dient ihre Arbeit der Produktion von Gütern für den Eigenkonsum, die den gekauften ausserdem qualitativ überlegen seien. Die Qualität und der Wert der eigenen Produkte betonte Celia implizit auch, indem sie mir hausgemachte Süssigkeiten zum Kaffee servierte und mir zum Abschied eine Flasche selber gebrauten Schnaps schenkte.

Celia strich die enormen Vorteile des Landlebens gegenüber dem Leben in der Stadt heraus,

---

<sup>44</sup> Roseman betrieb zwischen 1989 und 2000 wiederholt Feldforschung in Carreira, einem Weiler der Gemeinde Zas, südlich von Carballo.

indem sie die Subsistenzlandwirtschaft als eine Möglichkeit bezeichnet, die StädterInnen nicht hätten. Sie bringt mit der Produktion von Gütern für den Eigenkonsum einerseits Kosteneinsparungen in Verbindung und andererseits die Unabhängigkeit gegenüber einem Lohn, der angesichts einer dauernd steigenden Teuerung immer weniger Wert habe. Roseman (2002: 26) beschreibt in ihrem Aufsatz ausführlich den Diskurs der DorfbewohnerInnen zur Überlegenheit des bäuerlichen Lebens gegenüber dem lohnabhängigen Leben in der Stadt:

„It is said that although urban people might have cash, they could not buy food and other products if they were not available for sale: ‚You can’t eat money’ is a comment that I heard frequently. In contrast, some rural Galicians such as those living in Carreira continue to supply many of their daily subsistence needs by growing staple crops such as potatoes, kale, and cabbage as well as raising livestock including fowl, pigs, and cattle.“

Diese Sichtweise des besseren Lebens auf dem Land beinhaltet, so Roseman (2000: 26), einen Diskurs der produktiven Autonomie, der gerade unter RemigrantInnen besonders ausgeprägt zu finden ist, weil sie während der Migration meist in äusserst hierarchisch und disziplinierten Verhältnissen gearbeitet haben.<sup>45</sup> Celias negative Einstellung zu ihrem Arbeitgeber in der Schweiz, von dem sie als Lohnarbeiterin abhängig war, und ihre Betonung der jetzigen produktiven Autonomie, müssen daher in Zusammenhang gesehen werden.

Die Ambivalenz des *worker-peasant*-Musters wird von Celia auch äusserlich zum Ausdruck gebracht. Während sie die *finca* mit körperlicher Arbeit verbindet, bezeichnet sie das Wohnhaus als „Wohnung“ oder „sauberes Haus“, entsprechend empfing sie mich auch hübsch gekleidet, geschminkt und mit einer Strickarbeit in der Hand:<sup>46</sup>

„Tenemos un huerto allí arriba, más bien como una finca [...] y aquí estamos como en un piso, casa limpia.“

Celia verkörpert durch das Pendeln zwischen zwei Häusern, zwei Beschäftigungen, zwei Garderoben auf aussergewöhnliche Art das von Roseman (2002: 25) beschriebene *code switching* der Frauen zwischen *peasant* und *nonpeasant*:

„Women in Carreira selfconsciously ‚code switch’ between ‚peasant’ and nonpeasant demeanors as part of their negotiation of where they fit into a broader economic and social system. Their ability to transform themselves from ‚strong women’ into ‚pretty girls’ and back again is tied to a layered appropriation of different images of femininity.“

Celias Arbeitsmigration und die Integration in Lohnarbeitsverhältnisse brachten keinen Bruch mit dem traditionellen agrarischen Leben mit sich, sondern vielmehr eine pragmatische Einbindung städtischer Verhaltensweisen in ihr ländliches Leben nach der Remigration.

---

<sup>45</sup> So erwähnte etwa auch Anxo, er habe ein eigenes Geschäft aufgebaut, weil er nach seiner Rückkehr und nach so vielen Jahren als Angestellter, nicht mehr unter einem Patron habe arbeiten wollen.

<sup>46</sup> Im Vergleich zu Celia hat mich Antía in Schürze und Stiefel empfangen und mir damit von Beginn weg zu verstehen gegeben, dass sie bäuerliche Arbeiten verrichtet.

Carlos wiederum wollte von der Landarbeit, mit der er aufgewachsen war, nichts mehr wissen. Deshalb sei er mit dreizehn Jahren nach A Coruña gegangen:

„Yo, de tierra no quería saber nada.“

Trotzdem ist er vierzig Jahre später – wenn auch unter anderen Bedingungen – zur Landarbeit zurückgekehrt. Einen Hinweis zum besseren Verständnis seines Verhaltens finde ich in Rosemans (2002: 26) Erklärung, wonach das Misstrauen gegenüber dem Lohnarbeitsmarkt und dem Wohlfahrtsstaat ein Grund für die Aufrechterhaltung der ruralen Mischökonomie in Galicien sei. Tatsächlich bringt Carlos wiederholt seinen Argwohn gegenüber einem System zum Ausdruck, mit dem er die Macht des Kapitals verbindet und dem er sich als lohnabhängiger Arbeitnehmer ausgeliefert fühlte:

„El capitalista no puede vivir sin el obrero.“ Oder „Las leyes las hacen los capitalistas.“

Er leistete aber auch Widerstand, wenn er sich ungerecht behandelt fühlte. So hatte er bei seiner Auswanderung in die Schweiz damit gerechnet, die Bewilligung als Jahresaufenthalter zu bekommen. Es wurde ihm aber lediglich das Saisonier-Statut erteilt. Sein Arbeitgeber war bereit, für Carlos die Jahresbewilligung zu beantragen. Dazu hätte Carlos aber nach Spanien aus- und wieder in die Schweiz einreisen müssen. Carlos weigerte sich, dies zu tun: Wenn er nach Spanien reisen müsse, komme er nicht mehr zurück an dieselbe Arbeitsstelle – er habe die harte Arbeit in den Gefrierräumen satt. Ausserdem sei seine Frau auch in der Schweiz. Die Molkerei war aber offenbar an der Erhaltung von Carlos' Stelle interessiert und erledigte die entsprechenden bürokratischen Angelegenheiten: Nicht nur wurde Carlos die Bewilligung als Jahresaufenthalter ausgestellt, sondern Celia, welche die Branche gar nicht hätte wechseln dürfen, erhielt ebenfalls eine Anstellung in der Molkerei.

Carlos ist der einzige meiner InterviewpartnerInnen, der darauf hinwies, dass von seiner Arbeitsmigration nicht nur er selbst profitiert habe, sondern dass sie vielmehr einem Abkommen mit dem Aufnahmeland entsprach:

„A los suizos les interesaba mi mano de obra y a mí me convenía.“

Möglicherweise sieht er in der Rückkehr zum bäuerlichen Leben eine Sicherheit, die ihm der Lohnarbeitsmarkt weder in Galicien noch in der Schweiz bieten konnte. Es geht weniger um die Wiederaufnahme der ihm früher so verhassten Landarbeit, als vielmehr um die Rückeroberung einer Unabhängigkeit, die ihm mit der Einbindung in den Lohnarbeitsmarkt abhand gekommen war und die von Roseman, wie wir oben gesehen haben, produktive Autonomie genannt wird. Und schliesslich kann die Wiederaufnahme der Subsistenzlandwirtschaft von Celia und Carlos auch als Strategie verstanden werden, Teil des dörflichen Lebens und einer durch das *worker-peasant*-Muster geprägten Gemeinschaft zu bleiben, beziehungsweise wieder zu werden. Bestätigung für diese Interpretation finde ich in Rosemans (2000: 28) Befund, dass die Aufgabe der Landarbeit und die Betonung einer höheren Klassenposition, durch höheres Einkommen oder eine weiterführende Ausbildung, das Leben in der Herkunftsgemeinschaft sehr schwierig mache – hierin könnte auch eine Erklärung für die geringe Motivation zur Verbesserung der beruflichen Situation in der Schweiz liegen. Deshalb wid-

meten sich, so Roseman, auch Personen, die in der Stadt einer Lohnarbeit nachgehen oder gar ganz weggezogen sind, am Wochenende der Landarbeit, um weiterhin am bäuerlichen Leben teilzuhaben.

#### **4.1.4 Dolores und Daniel: Die guten Arbeitskräfte**

Daniel wurde 1930 in einem Weiler der Gemeinde Carballo, Dolores 1938 in einem Weiler der Gemeinde Coristanco geboren. Beide waren Bauernkinder und besuchten nur wenige Jahre die Schule. Als Daniel während mehreren Jahren in einer Wolfram-Mine in der Nähe von Carballo arbeitete, lernte er Dolores kennen, deren Eltern nahe der Mine lebten. Als der Wolfram an Wert verlor, widmeten sie sich der Landwirtschaft auf dem von Dolores' Eltern gepachteten Land. 1966 wanderte Daniel nach Deutschland aus und arbeitete dort einige Jahre in einer Giesserei. Zu dieser Zeit hatten Dolores und Daniel bereits vier Kinder und bauten mit den Einnahmen aus Daniels Erwerbstätigkeit ein eigenes Haus in der Nähe von Dolores' Eltern. Nach einigen Jahren der Trennung beschlossen sie, dass auch Dolores nach Deutschland emigrieren sollte. Dolores meldete sich bei der Auswanderungsbehörde, wurde jedoch beim Gesundheitstest abgewiesen. Einige Monate später wurde ihr aber mitgeteilt, sie könne mit den schon vorbereiteten Papieren in der Schweiz arbeiten. 1970 nahm Dolores ihre Arbeit in einem Industriebetrieb für Haushaltgeräte in Zug auf. Obwohl sie nach drei Monaten Arbeit in der Schweiz die Erlaubnis zur Emigration nach Deutschland bekommen hätte, entschied das Paar stattdessen, dass Daniel in die Schweiz nachfolgen sollte. Allerdings musste Dolores achtzehn Monate in der Schweiz gearbeitet haben, um den Familiennachzug beantragen zu können. Weil die Schweiz zu jener Zeit keine Bewilligungen für JahresaufenthalterInnen mehr ausgestellt habe, sondern nur noch für Saisoniers im Baugewerbe und der Hotellerie, suchte Dolores die Hilfe des spanisch sprechenden Priesters. Dieser erwirkte, dass Daniel doch ein Arbeitsvertrag in derselben Fabrik, in der Dolores arbeitete, ausgestellt wurde. Daniel blieb aber noch einige Monate länger in Deutschland, weil er erst nach fünf Jahren Arbeit ein Anrecht auf eine Alterspension haben würde. 1972 emigrierte er schliesslich in die Schweiz.

Nach Daniels Umsiedlung in die Schweiz musste das Ehepaar wiederum achtzehn Monate verstreichen lassen, bis Daniel als Familienvater den Kindernachzug beantragen konnte. Als Dolores bereits dreieinhalb Jahre in der Schweiz lebte, konnten sie endlich die Kinder nachholen. Die älteste Tochter María reiste bereits vier Monate nach ihrer Mutter und ohne deren Wissen zusammen mit einem Onkel in die Schweiz ein. Sie blieb illegal in der Schweiz, wohnte bei ihrer Mutter und arbeitete in einem Tea-Room. Die beiden mittleren Kinder begannen sofort in derselben Fabrik wie ihre Eltern zu arbeiten. Die jüngste Tochter besuchte in Zug die Schule, brach diese aber bald ab und begann ebenfalls in einer Fabrik zu arbeiten. In den Ferien während der ersten Jahre in der Schweiz fuhr Dolores nie nach Galicien, sondern arbeitete in einem Restaurant. Neben der Fabrikarbeit verrichteten Dolores und Daniel auch Reinigungsarbeiten in Büros und führten mehrere Jahre das Spanische Zentrum in Zug.

Zwischen 1984 und 1987 ging Dolores alleine nach Galicien, um in Carballo den Bau ihres zweiten Hauses zu beaufsichtigen und dort eine Bar zu eröffnen. Als ihr Sohn Mateo sie in den Ferien besuchte, verliebte er sich in eine der Angestellten. Als er und Marta heirateten, beschlossen Dolores und Daniel, dass das junge Paar das Geschäft in Carballo führen und Dolores in die Schweiz zurückkehren sollte. Sie übernahm in Zug wieder denselben Arbeitsplatz, den sie 1984 verlassen hatte.

Als Daniel 1995 pensioniert wurde, remigrierte er vorerst alleine nach Galicien. Dolores blieb weitere sechs Monate in der Schweiz, um den Vertrag mit dem Spanischen Zentrum nicht vorzeitig auflösen zu müssen. Im Mai 1996 kehrte auch sie zurück. Heute leben Dolores und Daniel gemeinsam mit Mateo und dessen Familie in ihrem zur Pension umgebauten Haus in Carballo. Von ihren drei Töchtern leben zwei in der Schweiz und eine auf den Kanarischen Inseln.

### **„Suiza, para trabajar, nunca más la olvidaría“**

„Y si estábamos aquí con ellos, cuatro hijos, un matrimonio joven que no tiene una casa, no tiene una tierra, no tiene nada, ¿qué hace? Y queríamos tener algo y entonces hemos sufrido todo lo que hemos sufrido, pero hemos conseguido poderlo llevar y hemos llegado a los días que estamos.“

Dolores erklärt mit diesen Worten, warum sie und Daniel sich zur Arbeitsmigration entschieden und macht gleichzeitig klar, dass sie ihre Ziele erreicht haben, dafür aber einen Leidensweg gehen mussten. Angesichts ihrer Lage als junges Ehepaar mit vier Kindern und ohne eigenen Landbesitz, war die Auswanderung das einzige Mittel zur sozialen Mobilität und materiellen Sicherheit. Die Arbeitsmigration beinhaltete die Bereitschaft zur harten Arbeit, die bei Dolores und Daniel sehr ausgeprägt ist. Sie haben neben den täglichen acht bis zehn Stunden Fabrikarbeit zusätzlich über viele Jahre abends und am Wochenende Reinigungsarbeiten in Büros verrichtet und das Spanische Zentrum in Zug geführt. Diese Belastung wird von Dolores und Daniel denn auch als ausserordentlich gross beschrieben. Angesichts der widrigen Umstände, sprich der Arbeitsstrapazen und der an ihren Ausländerstatus gebundenen Hindernisse wie etwa der schwierige Familiennachzug, ist aber ihre Identifikation mit dem Aufnahmeland, das sie vor allem über ihre Arbeitgeber definieren, auffällig. So spricht Dolores etwa von „unserer Fabrik“, auch wenn sie dies gleich selbst korrigiert:

„La fábrica nuestra, nuestra, bueno, donde trabajábamos nosotros – una maravilla. Una maravilla. Hemos estado muy felices con ellos y ellos también con nosotros.“

Und vom Fotogeschäft, für dessen Reinigung sie während vielen Jahren verantwortlich waren, sagt Daniel, es sei für sie ein Zuhause gewesen:

„En la XY era nuestra casa.“

Obwohl die Arbeitsbedingungen von Dolores und Daniel als hart bezeichnet werden können, und sie diese selbst auch so empfanden, äussern sie sich sehr zufrieden über ihr Arbeitsleben in der Schweiz. So sagt Daniel, die Patrons in der Schweiz seien viel besser als in Spanien.



Und Dolores beschreibt die Arbeitsbedingungen in der Schweiz geradezu überschwänglich:

„Suiza, para trabajar, nunca más la olvidaría. Para tener que trabajar, yo: Suiza. Pero después teniendo algún dinero, y tengo poco dinero, aquí se está mucho mejor que en Suiza. Mucho mejor. Pero para trabajar y mientras que uno pueda trabajar y moverse por allí, yo nunca me la despreciaría. Continuaría toda mi vida fuera.“

Die trotz harten Bedingungen hohe Arbeitszufriedenheit im Migrationsland wird von Dietzel-Papakyriakou (1993: 100) auf eine spezifische Aufbereitung der Wirklichkeit mittels der positiven Zukunftsantizipation der Rückkehr zurückgeführt. Ähnlich wie im Fall von Bieito beschrieben, wirkte also auch bei Dolores und Daniel die Rückkehrorientierung als Bewältigungsstrategie des Migrationsalltags, weil sie diesen als Übergangszustand erlebten. Richter (2004: 281)<sup>47</sup> spricht hier von einer *social bracket*:

„[...] the temporary nature of migration Galicians always insist on creates a situation of a social bracket in Switzerland. [...] Such a bracket blurs social rules and norms and creates a space where the dominant rule is to maximize income and earnings in order to return soon to Galicia.“

Das Migrationsziel, sprich das Sparen zum Erwerb materieller Güter in Galicien mit dem Zweck des sozialen Aufstiegs, war – auch das wurde im Fall von Bieito bereits ersichtlich – die oberste Maxime. Ihr wurde die Verbesserung der Lebensqualität in der Migration geopfert und sie diente als Rechtfertigung für die Ausübung von Arbeit, zu der die MigrantInnen in ihrer Heimat kaum bereit gewesen wären. Ich spiele damit auf die Verrichtung von Reinigungsarbeiten an. Während die meisten meiner weiblichen Interviewpartnerinnen neben ihrer Haupterwerbstätigkeit als Raumpflegerinnen arbeiteten, sind Daniel und Bieito die einzigen Männer, die ebenfalls Putzarbeiten verrichteten. Es ist hier aber wichtig, darauf hinzuweisen, dass die beiden in der Reinigung von Geschäftsräumen beschäftigt waren. Richters (2004: 280) Feststellung, dass das Putzen in Privathaushalten ausschliesslich von Frauen, die Reinigung von Büroräumlichkeiten hingegen oft von Männern und Frauen gemeinsam verrichtet wird, konnte ich also in meiner Forschung ebenfalls beobachten. Dieser Unterschied scheint mir zentral zu sein: Während die Raumpflege in Privathaushalten persönliche Beziehungen zu den ArbeitgeberInnen und HausbewohnerInnen beinhaltet, findet die Reinigung von Büroräumlichkeiten abends in leeren und öffentlichen Räumen statt, bietet also Anonymität (Richter 2004: 280). Diese Unsichtbarkeit in Kombination mit der erwähnten migrationsspezifischen *social bracket* verschafft Männern eine Legitimation für die Einbindung in weibliche Tätigkeiten.

Dolores und Daniel zeigen grosse Dankbarkeit gegenüber ihren Arbeitgebern und bringen diese an Beispielen zum Ausdruck, die aus arbeitsrechtlicher Perspektive selbstverständlich sind, von Dolores und Daniel aber als aussergewöhnliche Leistung ihrer Arbeitgeber wahrgenommen wird.

---

<sup>47</sup> Richter beschäftigte sich in ihrer Forschung mit der geschlechtlichen Arbeitsteilung unter galicischen ArbeitsmigrantInnen in der Schweiz. Sie konzentrierte sich auf die Frage, warum Reinigungsarbeiten (in Büros) von Frauen und Männern gemeinsam verrichtet werden, obwohl Reinigungsarbeit als weibliche und unwürdige Tätigkeit wahrgenommen wird.

nommen werden. So habe der Betrieb ihnen immer pünktlich den Lohn ausbezahlt, und sie hätten ihr gesamtes Überstundenguthaben beziehen können. Auch dass sie einmal ihre Sommerferien verschieben mussten, weil in der Fabrik die Montage von tausend Geräten anstand, ist für sie kein Anlass zum Ärger, sondern wird positiv umgedeutet. Lobend erwähnen sie, die Fabrik habe ihnen die Auslagen für die Reisebillete, die sie bereits gekauft hatten, zurückerstattet und danach hätten sie ihre Ferien immer wie geplant nehmen können. Daniel bringt seine Zufriedenheit und Dankbarkeit mit folgenden Worten auf den Punkt:

„Con nosotros han sido muy buenos.“

Auch gegenüber jenen Personen, die vom illegalen Aufenthalt ihrer ältesten Tochter in der Schweiz wussten, dieses Wissen aber für sich behielten, zeigen sich Dolores und Daniel dankbar – so auch gegenüber dem Personalchef der Fabrik, der sie buchstäblich zum Gesetzesbruch aufforderte. Als Dolores ihm mitteilte, sie müsse die Schweiz verlassen, um ihre Tochter nach Galicien zurückzubringen, habe dieser gesagt, sie könne keinesfalls gehen und schlug ihr stattdessen indirekt vor, ihre Tochter versteckt bei sich zu behalten. María habe er klar gemacht, sie dürfe niemals Auskunft über ihren Status geben:

„’Para que vaya pasando el tiempo así, sin que nadie te pueda echar fuera.’ Y así pasó el tiempo hasta que no cumplimos que yo podía tenerla legalmente.“

Über die Besitzer des Tea-Rooms, welche die damals vierzehnjährige María anstellten, sagt Dolores:

„Pero aquella gente fue tan buena que la cogió así, le daban eso, pero sin contrato ninguno, de ninguna clase.“

María sollte neben der Mithilfe im Tea-Room den Kindern der Besitzer Spanisch beibringen und selbst Deutsch lernen. Sie erhielt für ihre (Schwarz-)Arbeit monatlich 300 Franken Lohn.

Die erwähnten Beispiele, mit denen Dolores und Daniel die Verbundenheit mit ihren Arbeitgebern zum Ausdruck bringen, zeugen von äusserst hierarchischen Arbeitsverhältnissen. Als ausländische Arbeitnehmende waren sich Dolores und Daniel ihrer unsicheren Situation durchaus bewusst und entwickelten daraus eine Abhängigkeitsbeziehung zu ihren Arbeitgebern, die deutliche Züge einer Patron-Klientel-Beziehung aufweist.

Richter (2004: 281) sieht im Bewusstsein um den eigenen sozialen Status als MigrantInnen im Aufnahmeland ein Mittel zur Rechtfertigung der schwierigen Arbeitsbedingungen gegenüber dem eigenen Selbstbewusstsein:

„Apart from the constraints the status as migrants imposes upon them, they are able to use the label ‚migrants’ to justify their life and working conditions vis-à-vis their self-esteem. [...] the strategy of accepting work disregarding its social connotation or value and justifying this decision by relating it to the condition as a migrant proves to be a viable strategy to prevent status inconsistency.“

Die Wertschätzung, die sie im Gegenzug für ihren Einsatz erhielten, führen Dolores und Daniel auch auf die eigene Leistung als „gute Arbeiter“ zurück:

„Pero nosotros también hemos sido unos buenos trabajadores. Te puedo enseñar la carta que me han hecho, que la tengo arriba, eh. La carta de la fábrica, sí.“

Dolores betont mehrmals, ihr Lohn sei erhöht worden, weil sie gut und viel gearbeitet habe. In der Fabrik habe man sie sehr geschätzt:

„Uy, a mí me querían, todavía hoy si fuera, mama mía.“

Als Dolores erzählt, dass sie einen Teil ihrer Freizeit mit ihrer Tochter im Tea-Room verbrachte, wird deutlich wie sie ihre Arbeitsbereitschaft bewusst als Mittel einsetzte, um Akzeptanz zu generieren.

„Cuando tenía alguna hora libre, yo iba para junto de ella. Y allí hacía cualquier cosa, gratis. Para demostrarle a la gente que la hija no era mala, y yo tampoco lo era, no eramos una mala familia. Eramos una familia normal, pero... la vida era así.“

Für Dolores und Daniel kann ihre Bereitschaft zur harten Arbeit als Strategie zur Erlangung einer positiven Sanktionierung ihrer Migration durch die Aufnahmegesellschaft gesehen werden, und als solche wurde sie zur sozialen Identität in der Schweiz. González Reboredo (1999: 508-509) bezeichnet die „tendencia ó traballo arduo“ als eine Konstante in der galicischen Arbeitsmigration in der Schweiz:

„Os emigrantes galegos, por imperativo material, pero tamén por incitación do ‚outro‘, destacan o traballo como o mellor das súas propiedades, actuando así de maneira semellante ós grupos estigmatizados ós que se lles asigna unha pertenza determinada a partir dunha das propiedades que constitúen a identidade social.“

Den in der Erzählung von Dolores und Daniel ersichtlichen Erfolgskurs verstehe ich als Versuch, die Sinnhaftigkeit dieser sozialen Identität zu bestätigen und Kongruenz in ihrer Biografie herzustellen. Unter Erfolgskurs verstehe ich die Art und Weise, wie Dolores und Daniel in ihrer Erzählung die geglückte Erlangung ihrer Ziele darstellen. Mehr noch als im Interview wird dies auf dem Ausflug deutlich, zu dem sie mich nach unserem Gespräch einluden. In ihrem Auto, Dolores am Steuer, fuhren wir zuerst zur Mine, wo Daniel früher gearbeitet hatte. Anschliessend zeigten sie mir im Geburtsort von Dolores die Ruine ihres ersten Hauses und tranken in einer Bar einen Kaffee mit mir. Danach ging es weiter in einen Küstenort in der Nähe des Geburtsorts von Daniel, wo wir in der Bar eines Verwandten einen weiteren Kaffee tranken. Auf dem Weg zurück nach Carballo zeigten sie mir ihr kleines Landgut, auf dem sie Gemüse anbauen und einige Schafe halten. Wieder in Carballo nahmen sie mich mit ins Altersheim, wo sie mehrmals wöchentlich Karten spielen. Wir tranken erneut einen Kaffee und wie bereits in den anderen Bars erzählten sie auch hier ihren Bekannten ausführlich, wer ich sei. Mir wurde klar, dass sich unsere Rollen im Forschungsprozess umgekehrt hatten.

Vom Altersheim fuhren wir ins Zentrum von Carballo, wo sie mir unbedingt die Wohnung ihrer in der Schweiz lebenden Tochter María zeigen wollten. Dolores führte mich durch die Wohnung und öffnete zu meiner Überraschung jeden einzelnen Schrank, um mir seinen Inhalt zu präsentieren. Zurück in der Pension nahmen sie mich mit in ihre Wohnung im zweiten

Stock und hiessen mich auch dort jedes Detail begutachten von der Küche übers Schlafzimmer bis zum Bad. Ausserdem zeigten sie mir ein weiteres Haus an der Rückseite der Pension, das sie gemeinsam mit ihrem Sohn Mateo und dessen Frau hatten bauen lassen. Schliesslich verabschiedeten wir uns, und sie luden mich ein, sie einmal abends in ihrer Wohnung zu besuchen. Ich konnte mich dem Eindruck nicht erwehren, es handle sich mehr um eine Aufforderung denn eine Einladung.

Der Ausflug hatte schliesslich mehrere Stunden gedauert, während derer Dolores fast ununterbrochen auf mich eingeredet und, wie schon beim Interview, ihrem Mann immer wieder das Wort abgeschnitten hatte. Dolores und Daniel hatten mir dabei ihr gesamtes Hab und Gut, das sie dank ihrer Arbeitsmigration in der Schweiz erlangten, vorgeführt.

Ich möchte hier daran erinnern, dass Dolores und Daniel die einzigen meiner InterviewpartnerInnen sind, die nicht von mir angefragt wurden, sondern sich bei mir „beworben“ haben. Hinzu kommt, dass sich bei ihnen hartnäckig das Gerücht hielt, ich sei Journalistin. Dolores und Daniel verbanden mit dem Gespräch mit mir das Interesse, ihre (Erfolgs-)Geschichte darzustellen. Sie machten mit ihrem Diskurs deutlich, dass sich ihr Einsatz gelohnt hatte, dass zwischen ihren mit der Arbeitsmigration angestrebten und den erreichten Zielen Kongruenz besteht.

Weil die Ziele von Dolores und Daniel stets an ihrem Herkunftssystem orientiert waren, komme ich zum Schluss, dass für die Herstellung dieser Kongruenz die Remigration eine Notwendigkeit war und als Grundlage zur positiven Bilanzierung des eigenen Lebens im Alter diene (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993: 142-143).

#### **4.1.5 Elena und Eduardo: Remigration als Krisenbewältigung**

Elena wurde 1939 als Bauerntochter in der Provinz Lugo geboren. Ihr Vater starb, als sie noch ein Kind war. Aus der zweiten Ehe ihrer Mutter hat Elena einen Halbbruder. Elena besuchte bis zum zwölften Lebensjahr die Schule und arbeitete danach auf dem elterlichen Hof.

Eduardo wurde 1943 in einem Weiler der Gemeinde Laracha als ältester von drei Brüdern geboren. Auch seine Eltern waren Bauern. Nach der Schule arbeitete Eduardo als Schreiner. Doch er war nicht zufrieden mit seiner Arbeitssituation, und als ein Nachbar in die Schweiz auswanderte, entschied er sich ebenfalls zur Emigration, obwohl seine Eltern dagegen waren. 1962 ist er als Tourist gemeinsam mit Freunden in die Schweiz gereist und fand sofort Arbeit in einem Restaurant. Er war daraufhin in verschiedenen Restaurants und zwei Metzgereien in Bern tätig.

Elena wanderte mit 25 Jahren in die Schweiz aus, weil sie aus einer armen Familie stammt und in Galicien keine Möglichkeit zur Verbesserung ihrer Situation sah. Sie wechselte häufig die Arbeitsstelle und war in Hotels, Wäschereien und Restaurants tätig. 1964 lernte sie in Bern Eduardo kennen. Als dieser 1966 nach Spanien zurückkehrte, um seinen Militärdienst zu absolvieren, war Elena schwanger und kehrte ebenfalls zurück, um zu heiraten und ihr Kind zu gebären. Die Eltern von Eduardo stellten sich aber gegen eine Heirat der beiden und Edu-

ardo trat in den Militärdienst ein. Elena liess deshalb ihre Tochter Nuria durch eine Verwandte in Galicien betreuen und wanderte ein zweites Mal alleine in die Schweiz aus.

Als Eduardo 1968 seinen Militärdienst beendete und erfuhr, dass Elena wieder in der Schweiz war, fragte er sie an, ob sie ihm einen Arbeitsvertrag besorgen würde, damit auch er erneut in die Schweiz emigrieren könnte. Elena reagierte aber nicht auf seine Aufforderung. Er bat deshalb einen Freund in Frankreich, ihm die Einwanderung mittels eines Arbeitsvertrags zu ermöglichen, weil er sich erhoffte, von dort einfacher in die Schweiz einreisen zu können. Nach einigen Monaten auf dem Bau in einer Grenzstadt zur Schweiz, gelang es ihm tatsächlich, sich in einem Auto mit galicischen Grenzgängern in die Schweiz zu schmuggeln. Er suchte in Bern den Kontakt zu Elena, und die beiden heirateten nach einiger Zeit in der Schweiz. Nach ihrer Heirat liessen sie Nuria durch die Eltern von Eduardo in Galicien betreuen, obwohl Elena den Kindernachzug bevorzugt hätte. Sie holten Nuria erst fünfzehnjährig nach, als diese die Schule in Galicien beendet hatte. In der Schweiz ging sie nur kurz zur Schule und arbeitete danach mehrere Jahre in einem Warenhaus. 1991 kehrte sie allein nach Galicien zurück und lebte in dem von ihren Eltern im Geburtsort von Eduardo gebauten Haus.

Eduardo arbeitete nach seiner zweiten Emigration in der Schweiz einige Jahre in einer Druckerei und anschliessend während 22 Jahren in einer Schreinerei. Als diese nach dem Wechsel des Patrons 1993 Konkurs ging, fand Eduardo Arbeit in einer anderen Schreinerei. Elena arbeitete während einigen Jahren in der Frischwarenproduktion eines Supermarkts und anschliessend über zehn Jahre lang im Frauenspital in Bern. Zudem verrichtete sie während fünfzehn Jahren abendliche Reinigungsarbeiten in einem Büro.

1996 wurde Eduardo entlassen. Über die Stelle für Regionale Arbeitsvermittlung (RAV) fand er eine Teilzeitanstellung in einem Jugendzentrum. Aufgrund seiner unbefriedigenden Arbeitssituation, gesundheitlicher Probleme von Elena und der bereits erfolgten Rückwanderung ihrer Tochter, entschlossen sie sich noch im selben Jahr zur Remigration. Eduardo arbeitet heute in einer Türen-Schreinerei in Carballo. Elena ist seit ihrer Remigration nicht mehr erwerbstätig. Sie kümmert sich um den Haushalt, hält einige Hühner und pflegt einen Gemüsegarten.

### **„Lo que más me dolió, fue que me echaran así de golpe“**

„No es que fuera voluntad mía propia de venir, pero al fin y al cabo, yo estoy contento, al fin y al cabo, de haber venido. Me gustaría estar allí más tiempo, pero no fue posible, por circunstancias de la vida.“

Eduardos Fazit seines Remigrationsentscheids bringt seine fatalistische Haltung diesbezüglich zum Ausdruck. Der Entschluss zur Rückkehr sei nicht aus freiem Willen getroffen worden, sondern sei unumgänglich gewesen. Eduardo wurde 1996, als er 53 Jahre alt war, von seiner Stelle als Schreiner entlassen. Diese Erfahrung bildet das zentrale Element seiner Erzählung, und Eduardo brach in Tränen aus, als er davon sprach. Er sei der einzige Ausländer im Betrieb gewesen, und derjenige, der zuletzt angestellt worden war. Man habe ihn nicht entlassen, weil man mit seiner Leistung nicht zufrieden gewesen sei, sondern aus Verachtung:

„A mí me fastidió mucho así, de repente, porque no me echó por falta de rendimiento, simplemente un desprecio. Eso me pareció muy mal. [...] Te dan rabia ciertas cosas, una discriminación. Si me echan cuando llevo un mes o dos meses, no importa. Pero cuando ya llevas tanto tiempo. Llevas ya 30 años ejerciendo un oficio. [...] Te defiendes con los planos y te defiendes en hablar, entiendes unas cosas.“

Für Eduardo bedeutete die Entlassung eine traumatische Erfahrung, die er bis heute nicht bewältigt hat, und die sein Selbstwertgefühl tief verletzte. Er sagt denn auch, die Schwierigkeit sei nicht so sehr die finanzielle Unsicherheit gewesen, sondern das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden:

„Lo que más me dolió a mí, fue que me echaran así de golpe. Ya tenía 53 años y te sentías cómodo en el trabajo [...] no tenías problemas. Y de repente te dicen: ‚Tienes que marchar.‘ Es duro, muy duro. [...] No era el problema del dinero, era más bien mental: Que te den así un golpe, como si fueras un innecesario, no haces falta ya. [...] Eso sí me dolió mucho.“

Das Bitterste war für Eduardo aber, dass sein Arbeitgeber sich erdreistet habe, ihn zwei Wochen nach der Kündigung anzurufen und zu fragen, ob er nicht doch wieder bei ihm arbeiten wolle. Eduardo habe ihm gesagt, dass er es vorziehe, stempeln zu gehen:

„Me fastidió mucho, reírse de mí – no. Todavía me parecía peor.“

Übers RAV fand Eduardo zwar eine Teilzeitanstellung in einem Jugendzentrum in Bern, doch er und Elena beschlossen schon kurz nach seiner Entlassung, nach Galicien zu remigrieren:

„Fue una cosa así casi sin pensar. [...] Entonces no lo pensamos nada. Coger las maletas, venir-se y punto.“

Schliesslich habe auch die finanzielle Situation beim Remigrationsentscheid eine Rolle gespielt – durch seine Teilzeit-Arbeitslosigkeit hatten sie weniger finanzielle Mittel zur Verfügung, die Kosten seien aber die gleichen geblieben. Ausserdem habe Elena unter gesundheitlichen Beschwerden gelitten und habe auch wegen ihrer alleine in Galicien lebenden Tochter remigrieren wollen. Vor diesem Hintergrund entschieden sie sich zur Rückkehr nach Spanien:

„Pues mira, es el momento. Es el momento justo, una vez que me echaron a mí, pues nos vamos.“

Eduardos Rückkehrorientierung war zwar ausgeprägt und er hatte das Remigrationsvorhaben während seinem Aufenthalt in der Schweiz nie grundsätzlich in Frage gestellt, aber er hatte eine andere Vorstellung von seiner Rückkehr gehabt. So wollte er bis zum oder bis kurz vor dem Eintritt ins Rentenalter in der Schweiz bleiben, um in Spanien nicht mehr erwerbstätig sein zu müssen:

„Yo allí [en Suiza], si no hubiera sucedido lo que sucedido [el despido], yo a lo mejor, hoy vendría igual a los 60 años posiblemente. Pero en la época no hubiera venido. No, porque yo aguantaba y a lo mejor a los 60 años pues venía y ya me retiraba completamente.“

Die Remigration ist für Eduardo die logische Konsequenz aus der Entlassung, beides zusammen stellt einen Bruch in seinem Lebensentwurf dar. Die Entlassung bedeutete für Eduardo

die Erfahrung des Verlusts seiner Handlungsfähigkeit und der Kontrolle über seinen Lebenslauf. Im Sinne Schützes kann hier von einer negativen Verlaufskurve gesprochen werden, die Eduardo in eine Krise stürzen liess (vgl. Alheit 1992: 24-30), aus der der einzige Ausweg die Remigration zu sein schien. Der Entscheid zur Remigration wird von Eduardo deshalb nicht als autonomer Entschluss empfunden, sondern als fremdbestimmt. Steinhilber (1994: 240) sieht im selbstbestimmten Rückkehrbeschluss oder zumindest in einem hohen eigenmotivationalen Anteil an der Entscheidung den ausschlaggebenden Faktor für eine positive Bewältigung der Remigration. Nur so könne die Rückkehr in die Biografieplanung integriert werden und die Wahrung der biografischen Kontinuität gelingen. Bedeute die Remigration einen radikalen Bruch in der Kontinuität des Lebenslaufs – wie dies bei Eduardo der Fall ist – könne das Festhalten am Widerkehrwunsch ins Migrationsland eine sinnvolle Strategie darstellen, weil so gedanklich eine persönliche Kontinuität hergestellt werde (Steinhilber 1994: 242). Eduardo spielt nicht mit dem Gedanken einer Rückkehr in die Schweiz, er war noch nicht einmal zu Besuch in der Schweiz seit der Remigration 1996. Elena sagte mir, sie hätte ihn mehrmals dazu aufgefordert, in den Ferien in die Schweiz zu fahren, doch er wolle nicht. Sie glaubt, das liege an der Enttäuschung, die für ihn die Entlassung bedeutet habe:

„A lo mejor se cansó allá tanto, tanto, tanto, porque ir para el paro...“

Trotzdem versucht Eduardo eine Bindung zur Schweiz aufrechtzuerhalten und damit Kontinuität herzustellen. So hat er sich etwa eine Satellitenschüssel installieren lassen, um die Sender des Schweizer Fernsehens zu empfangen – er sehe jeden Abend die Sendung *Schweiz Aktuell*. Tatsächlich ist mir im Gespräch aufgefallen, dass er über die derzeitigen Geschehnisse in der Schweiz sehr gut informiert war. Auch mein Besuch hat ihm eine Möglichkeit zum Gespräch über seine Erfahrungen in der Schweiz und damit zur Erinnerung geboten. Nach dem formalen Interview zeigte mir Eduardo Fotos seiner vielen Ausflüge in die Alpen und erzählte lebhaft von seinen Bergtouren. Bei meinem zweiten Besuch in Galicien haben wir uns erneut getroffen, und er hat wiederum lange von seinen sportlichen Aktivitäten in den Schweizer Bergen und von seinem Alltagsleben in Bern erzählt. Eduardo drückte mehrmals sein Bedauern darüber aus, dass ich nicht mehr Zeit hätte. Er hatte sich offensichtlich über meinen Besuch gefreut. Das war an seiner überaus herzlichen Begrüssung erkennbar und daran, dass er noch vor meiner Ankunft mit einem anderen Interviewpartner, Gonzalo, telefonisch über mein Vorhaben gesprochen hatte.

Der Versuch, den Bruch, den die Remigration für ihn bedeutete, zu überwinden, wird in der chronologischen Form seiner Erzählung am deutlichsten. Nach meiner Einstiegsfrage sprach Eduardo während 45 Minuten ohne Unterbrechung über sein Leben und beendete seine Erzählung mit den Worten:

„He llegado al punto final.“

Die biografische Erzählung beinhaltet immer eine bewusste Auseinandersetzung und Bewältigung der lebensgeschichtlichen Erfahrung (Spülbeck 1997: 92). Die ordnende Struktur, die Eduardo in seine lebensgeschichtliche Erzählung gebracht hatte, und die ich so bei keinem

anderen Interview feststellen konnte, ist daher kaum zufällig. Ich sehe in ihr Eduardos Versuch, aus der Vergangenheitsperspektive die durch die Remigration gebrochene biografische Kontinuität zumindest gedanklich wiederherzustellen (vgl. Wolbert 1995: 49). Wird die Remigration als Wendepunkt verstanden, ist für die Re- und Neukonstruktion des Alltags und der bisherigen Biografie gemäss Steinhilber (1994: 247) eine Selbstthematizierung und eine Bilanzierung erforderlich. In diesem Sinn stellte ich für Eduardo das unerlässliche Gegenüber dar, um eine solche subjektive Auswertung und Verarbeitung seines Migrationsprozesses vorzunehmen. Die Entlassung und die daraus erfolgte, als unumgänglich empfundene Remigration spielt bei dieser Bilanzierung eine Schlüsselrolle:

„La vida de emigración es así, como tu nunca estás seguro, donde estás [...] menos en un país que no es el tuyo [...] tienes que marchar y si no tienes nada, ¿qué haces? Y si llegas aquí y no tienes trabajo, ¿qué haces?“

Im Rückblick beschreibt Eduardo die Migrationssituation als grundsätzlich unsicher, der gegenüber es in Galicien eine Existenzgrundlage zu schaffen gelte, um bei einer allfälligen notgedrungenen Remigration nicht vor dem Nichts zu stehen. Für Eduardo stellt das während der Migration in seinem Geburtsort gebaute Haus diese Sicherheit dar. Die Ungewissheit ihres Lebens in der Migration und der Zukunft habe sie dazu geführt, erst ein Haus zu kaufen, danach, auf Anraten von Eduardos Vater, ein zweites Haus zu bauen:

„Empezamos en eso, porque no sabías qué te podía suceder y de hecho sucedió.“

Vor dem Hintergrund seiner Entlassung erachtet Eduardo heute die Entscheidung zum Hausbau als richtig. Trotzdem hebt er den langwierigen und beschwerlichen Aufwand für den Hausbau hervor und macht die finanzielle Belastung durch den Hausbau für die konstante Hinauszögerung der Remigration verantwortlich – sagt aber auch, sie hätten sowieso noch nicht zurückkehren wollen, weil es ihnen in der Schweiz gut gegangen sei.

Elena war mit dem Ziel, ein eigenes Haus zu bauen, in die Schweiz ausgewandert. Dies muss in Zusammenhang mit ihrem familiären Hintergrund gesehen werden. Sie hatte nicht die Aussicht, Haus und Land ihrer Mutter zu erben, dieses Privileg sollte ihrem Halbbruder zuteil werden. Allerdings musste dieser, nachdem Elenas Arbeitskraft durch ihre Auswanderung entfallen war, den gesamten Besitz verkaufen:

„[...] porque ya se marchó la burriquita.“

Für Elena bedeutete dies auch, keinen Ort mehr zu haben, an den sie zurückkehren konnte. Ein eigenes Haus stellte für sie also vor allem das Vorhandensein einer physischen Unterkunft und dadurch eine materielle Sicherheit dar. Allerdings hatte sie nicht erwartet, dass der Hausbau einen solch mühseligen und langwierigen Einsatz erfordern würde:

„Yo las pasé duras. Porque ésta casa nos ha costado. Todo lo hicimos nosotros, los dos. A nosotros nadie nos ayudó nada.“

Elena und Eduardo hatten sich bereits beim Kauf ihres ersten Hauses verschuldet. Als sie auf den Vorschlag von Eduardos Vater hin mit dem Bau eines zweiten Hauses auf dem zum Hof



von Eduardos Eltern gehörenden Land begannen, hatten die damit verbundenen Investitionen eine weitere Hinauszögerung der Remigration zur Folge – und damit auch die für Elena sehr schmerzliche Verlängerung der Trennung von ihrer Tochter. Diese Trennung ist für Elena nur ein Teil ihres familiären Dramas, das sich durch ihr gesamtes Leben zieht.

Nach dem Tod ihres leiblichen Vaters und der erneuten Heirat ihrer Mutter, schien Elena in der familiären Hierarchie eine tiefe Position inne gehabt zu haben. Angesichts dieser Situation entschied sie sich zur Auswanderung, in der Hoffnung ihren sozialen Status zu verbessern. Als sie Eduardo kennen lernte und von ihm ein Kind erwartete, kehrten sie gemeinsam nach Galicien zurück, in der Absicht dort zu heiraten. Als Eduardos Eltern dies aber ablehnten, schien Eduardo sich nicht für seine Beziehung eingesetzt zu haben, sondern liess Elena alleine und absolvierte seinen Militärdienst.

„Y después los padres de aquí, de él no quisieron. Que hiciera primero el servicio. Fue al servicio, pero después vino del servicio y no quería, no quería casarse tampoco. [...] Pero la culpa no fue de los padres, fue de él.“

Als Nuria geboren wurde, rief Elena Eduardo an, doch der habe nichts von seiner Tochter wissen wollen und habe stattdessen gesagt, das Kind sei nicht von ihm:

„Fue donde me cabreé. Me marché para Suiza, no quiero saber nada de él, porque era de él.“

Sie liess ihre neugeborene Tochter in der Obhut einer Cousine zurück und machte sich noch einmal auf in die Schweiz. Auf den Brief Eduardos mit der Bitte, ihm einen Arbeitsvertrag zur erneuten Einreise in die Schweiz zu besorgen, reagierte sie nicht. Als er schliesslich doch wieder in die Schweiz kam und Elena aufsuchte, wollte diese zuerst nichts von ihm wissen. Doch Eduardo bewies Geduld und schliesslich heirateten die beiden doch:

„Y así se fueron arreglando las cosas y después nos casamos.“

Elena willigte in die Heirat ein, weil sie darin die Möglichkeit sah, ihre Tochter nachzuholen:

„Me casé con él por la niña. Si la niña al nacer muere, nunca lo [Eduardo] querría. Yo no le querría.“

Ihre Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. Als sie ein halbes Jahr nach ihrer Hochzeit nach Galicien in die Ferien fuhren, weigerte sich Eduardo, ihre damals vierjährige Tochter in die Schweiz mitzunehmen und entschied stattdessen, sie der Fürsorge seiner Eltern zu übergeben. Aus Elenas Worten ist zu erkennen, dass ihre Schwiegereltern Druck ausübten, um die Kinderbetreuung zu übernehmen:

„No sabían lo que me habían dañado. Pero el daño ya estaba hecho. Si tienes un hijo y después te hacen eso...“

Auch Eduardo sagt, seine Eltern hätten, nachdem Nuria die Schule angefangen hatte, sie nicht mehr weggeben wollen. Angesichts ihrer eigenen familiären Situation sah Elena offenbar keine andere Möglichkeit, als sich der Entscheidung von Eduardo und seinen Eltern zu beugen. Heute zeigt sie zwar Verständnis, den Schmerz hat sie aber nicht überwunden:

„Hicieron eso y después estaban arrepentidos, pero a mí me costó un trunco, eh. Pero por vergüenza y... fui sufriendo y tirando y luchando y luché.“

Sie bereut das Zurücklassen ihrer Tochter zutiefst:

„Hicimos un error muy grande, muy grande.“

Im Druck, den Eduardos Eltern ausübten, um ihre Enkelin bei sich zu behalten, sehe ich – ähnlich wie bei Bieitos Fall – eine Strategie, um ihren Sohn an sich zu binden und damit seine Rückkehrorientierung aufrechtzuerhalten. Ich vermute auch, dass der Vorschlag von Eduardos Vater, ein eigenes Haus auf dem von ihm zur Verfügung gestellten Land zu bauen, dasselbe Ziel verfolgte. Schliesslich hatten Elena und Eduardo bereits ein Haus gekauft und sich damit verschuldet. Es gab also keinen erkennbaren Grund, ein zweites Haus zu bauen.

Die Auseinandersetzung um den Kindernachzug wurde offenbar über viele Jahre hinweg weitergeführt. Elena sagt, sie habe ihre Tochter jedes Mal, wenn sie nach Galicien fahren, in die Schweiz mitnehmen wollen. Doch Eduardo habe sich dagegen zur Wehr gesetzt, bis Nuria schliesslich mit fünfzehn Jahren die Schule in Spanien beendet hatte.

Eduardo erwähnt hierzu auch, dass zu diesem Zeitpunkt sein jüngerer Bruder Enrique geheiratet habe. Vermutlich wurde ihm nach seiner Heirat Hof und Haus vererbt, das heisst, er bekam die *millora* zugesprochen – schliesslich waren seine beiden älteren Brüder ausgewandert, und er hatte sich um Haus, Hof und die Eltern gekümmert. Es ist daher möglich, dass Enrique nicht weiter bereit war, die Betreuung für seine Nichte zu übernehmen. Oder aber, dass Eduardo die Hoffnung verlor, über die Bindung, die Nuria zwischen ihm und seinen Eltern darstellte, die *millora* zu erhalten. Hatte er diese Hoffnung gehegt, wäre das Zurücklassen von Nuria als eine Art emotionales Pfand an seine Eltern zu verstehen (vgl. Lutz 2000: 55-57). Allerdings scheint auch Eduardo heute den späten Kindernachzug zu hinterfragen:

„[Nuria] no estaba ni aquí, ni allí.“

Nuria blieb knapp zehn Jahre in der Schweiz und entschloss sich dann zur Remigration nach Galicien – über ihre Motive äussern sich weder Elena noch Eduardo. Die Rückkehr nach Galicien scheint für Nuria nicht einfach gewesen zu sein – bis heute hat sie keine feste Anstellung gefunden, und Elena erwähnt, dass Eduardo einmal nach Galicien reiste, weil es seiner Tochter schlecht ging:

„Lo que le pasó a la niña, se marchó de la casa, no sé porqué. Después tuvo que vir mi marido, también sería un ataque de nervios.“

Die erneute Trennung von ihrer Tochter war für Elena einer der Hauptgründe für die Remigration:

„Porque ella también se cansaría sola aquí.“

Ein anderer, für sie weitaus triftigerer, oder zumindest belastenderer Grund als die Arbeitslosigkeit ihres Mannes, waren ihre gesundheitlichen Beschwerden, die es ihr kaum mehr erlaubten, ihrer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Sie litt bereits in der Schweiz an Arthrose, Asthma, Beinschmerzen als Folge eines Sturzes und Rückenschmerzen aufgrund eines Bruchs, den sie

sich vor vielen Jahren zugezogen hat. Den Arbeitskolleginnen im Frauenspital habe sie ihren Remigrationswunsch folgendermassen erklärt:

„Yo me voy porque allá no voy a trabajar. Yo me voy porque como estoy así, voy a ver si puedo hacer algún trabajo de casa. Para trabajar a España, no voy.“

Sie klagt ausserdem über Schmerzen in einem Arm und der Brust, die Ärzte hätten ihr gesagt, der Schmerz komme von innen, mit ihrer Brust sei alles in Ordnung. Elena glaubt, dass der Schmerz mit dem Herzen zusammenhänge, das von der vielen Arbeit in der Schweiz müde geworden sei. Elenas Gesundheitszustand stellt – neben der Trennung von ihrer Tochter – ein zentrales Thema in ihrer Erzählung dar. Sie berichtete mir von ihren gesundheitlichen Beschwerden und sagte, diese seien der Grund für ihre Remigration gewesen, sogar schon bevor ich ihr mein Vorhaben genau geschildert und das Aufnahmegerät angestellt hatte. Im Gespräch erwähnte sie die Akkumulation von Krankheitserscheinungen und die Remigration meist zusammen.

Ich sehe in den Gesundheitsbeschwerden nicht nur den auslösenden Faktor für die Rückkehr, sondern würde ihnen gar eine soziale Funktion zuschreiben (vgl. Bolzman et al. 1999: 31): Ihre Krankheiten ermöglichen es Elena, ihrem Remigrationswunsch – um mit ihrer Tochter in Galicien zu leben – gegenüber ihrem Ehemann mehr Gewicht zu verleihen, und die mit der Remigration verbundene Aufgabe der Erwerbstätigkeit gegenüber ihren ArbeitskollegInnen und sich selber zu rechtfertigen. Entsprechend weigerte sie sich denn auch, der Aufforderung der staatlichen Stelle für Arbeitsvermittlung (Instituto Nacional de Empleo) nachzukommen und sich – wie Eduardo es schon getan hatte – für eine Anstellung zu bewerben:

„Para trabajar no, porque por eso me vine de Suiza porque no quiero trabajar. Porque estoy fastidiada de las manos.“

Obwohl sie auf die Möglichkeit einer Invalidenrente hingewiesen wurde, lehnte sie dies ab und liess sich stattdessen mit 62 Jahren frühpensionieren. Sie kümmert sich zwar um Haushalt und Garten, sagt im Interview aber mehrmals, aufgrund ihrer Schmerzen tue sie nichts mehr.

Elenas körperliche Beschwerden können als Externalisierung ihres durch die Migration und das familiäre Drama ausgelösten psychischen Leidens verstanden werden (vgl. Bolzman et al. 1999: 31; Hettlage-Varjas und Hettlage 1984: 360, 378, 381). Die undefinierbaren Schmerzen in der Herzgegend laden geradezu dazu ein, sie als Ausdruck seelischen Kummers zu interpretieren.

#### **4.1.6 Felisa und Fermín: Der plötzliche Ruhestand**

Felisa und Fermín stammen beide aus dem gleichen Weiler in der Gemeinde Carballo. Fermín wurde 1945 geboren, Felisa ist zwei Jahre jünger. Fermíns Vater war Bäcker, arbeitete aber lange Zeit auf dem Bau. Von Fermíns sechs Geschwistern sind fünf in die Schweiz ausgewandert, zwei leben weiterhin in der Schweiz. Fermín ging bis dreizehn oder vierzehn zur Schule, arbeitete aber bereits als Schulkind auch in der Bäckerei und auf dem Bau. 1964, mit neunzehn Jahren, emigrierte er in die Schweiz.

Felisas Vater wanderte 1962 in die Schweiz aus. Felisa forderte ihn auf, ihr einen Arbeitsvertrag zukommen zu lassen, damit sie ebenfalls in die Schweiz emigrieren könne. Obwohl ihre Eltern gegen Felisas Auswanderung waren, schickte ihr Vater ihr 1964 schliesslich einen Vertrag, und sie zog zu ihm in die Schweiz. Einige Jahre später folgten ihnen auch Felisas Mutter und Geschwister in die Schweiz. Dort wurden Felisa und Fermín, die sich schon seit ihrer Kindheit kannten, ein Paar und heirateten. Sie wohnten mit ihren beiden Kindern Pilar und Pedro in Bern, im selben Haus mit Felisas Eltern, Felisas Schwester, deren Mann und Kinder sowie Felisas Bruder. 1976 kehrten die Eltern von Felisa zusammen mit ihren vier Enkelkindern nach Galicien zurück.

Felisa arbeitete in einer Papierfabrik in der Nähe von Bern und Fermín als Maurer auf dem Bau. 1992 wurde bei Felisa Fibromyalgie diagnostiziert und sie wurde krankgeschrieben. Auf ihr Drängen hin, beurteilte sie ihr Arzt nur zu fünfzig Prozent als arbeitsunfähig. Doch sechs Monate nachdem sie ihre Arbeit in der Fabrik wieder aufgenommen hatte, wurde sie entlassen. Danach wurde sie zu hundert Prozent arbeitsunfähig geschrieben, erhielt eine Invalidenrente und war nicht mehr erwerbstätig. Sie kümmerte sich um den Haushalt, besuchte regelmässig die Therapie und trieb etwas Sport.

1999 kehrten Felisa und Fermín nach Galicien zurück. Sie leben heute mit der Mutter von Felisa in ihrem während der Migration erbauten Haus in der Nähe von Carballo. Einige Jahre nach der Remigration zogen auch ihre Tochter Pilar, deren Ehemann und Kind ein, weil Felisa aufgrund ihrer Krankheit im Haushalt auf die Hilfe ihrer Tochter angewiesen ist. Sie haben einen Garten und züchten einige Schafe.

Fermín war während der ersten beiden Jahre nach der Remigration nicht erwerbstätig. Er hatte grosse Mühe mit der mangelnden Beschäftigung und überlegte sich gar, wieder in die Schweiz zurückzukehren. Schliesslich fand er aber eine Arbeit in Galicien und ist heute zufrieden, zurückgekehrt zu sein.

### **„No valía para trabajar“**

„No tenía ganas de estar allí así sin trabajar.“

Während Felisa ihre aus der Fibromyalgie resultierende Arbeitsunfähigkeit als Grund für die Remigration nennt – ohne zu arbeiten habe sie keine Lust mehr gehabt, in der Schweiz zu bleiben – erwähnt Fermín die Krankheit seiner Frau nicht. Vielmehr sagt er, der Vorschlag zurückzukehren, sei von ihm gekommen. Allerdings kann er kein präzises Motiv für seinen Rückkehrwunsch angeben:

„Se me metió en la cabeza de venir.“

Felisa erklärt dies damit, dass ihr Mann sehr sensibel sei und gespürt habe, dass es ihr alleine zu Hause und ohne Arbeit nicht gut gehe, und dass sie am liebsten remigrieren würde. Auch wenn sie ihm das nicht gesagt, und er sie nicht danach gefragt habe, habe er sich bestimmt ihretwegen zur Remigration entschlossen. Dass Fermín den Rückkehrentscheid vielmehr getroffen hat, um seiner Frau einen Gefallen zu tun, und weniger weil er selbst remigrieren woll-

te, wird fühlbar als Fermín davon erzählt, wie sehr er unter der Aufgabe der Erwerbstätigkeit litt:

„Los primeros meses estuve mal aquí. No estaba contento, porque estaba acostumbrado a trabajar y... me encontraba nervioso. Estuve dos años sin trabajar, pero después ya encontré trabajo. [...] Los primeros meses estuve como cuando me fui para Suiza, estaba amargado y después ya me caía bien aquello. [...] Yo le he dicho a la mujer: ‚Voy a coger la maleta y me marcho otra vez.‘“

Tatsächlich war die Angst vor der Aufgabe der Erwerbstätigkeit, beziehungsweise vor dem schwierigen Zugang zum spanischen Arbeitsmarkt für Fermín offenbar über Jahre hinweg der Grund für die Hinauszögerung der Remigration gewesen. So sagt Felisa, Fermín habe lange nicht zurückkehren wollen und habe ihr jeweils gesagt:

„¿Y yo, qué voy a hacer en España?“

Fermín und Felisa erzählen unabhängig voneinander, Fermín habe sich in den ersten beiden Jahren nach der Remigration ernsthaft überlegt, wieder in die Schweiz zurückzukehren. Schliesslich suchte er sich aber eine Arbeit in Galicien. Sein Wunsch, in Galicien wieder eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen, führte offenbar zu innerfamiliären Auseinandersetzungen. Weil Felisa befürchtete, ihr Mann könnte tatsächlich wieder die Koffer packen und in die Schweiz zurückwandern, war sie damit einverstanden, dass er in Galicien wieder eine Arbeitsstelle suchte. Ihre Tochter indessen war dagegen – sie seien schliesslich zurückgekehrt, um in Galicien nicht mehr arbeiten zu müssen, sie schäme sich, wenn ihr Vater wieder erwerbstätig sei. Diese Auseinandersetzung, die Fermín zuerst mit sich selbst und anschliessend mit seiner Familie führte, zeigt deutlich, dass die Remigration an die Aufgabe der Erwerbstätigkeit gekoppelt und damit legitimiert wird. Während die Aufnahme einer selbständigen Tätigkeit – in Carballo gibt es unzählige von RemigrantInnen geführte Bars – offenbar gebilligt wird, ist die Aufnahme einer Arbeit im Angestelltenstatus sozial verpönt. Dies hat wohl nicht zuletzt damit zu tun, dass Rückkehrende, die sich wieder in den Arbeitsmarkt eingliedern wollen, als Konkurrenz wahrgenommen werden (vgl. Ruíz Fernández 1999: 567). Die Aufgabe der Erwerbstätigkeit in Zusammenhang mit der Remigration gehörte zu den längerfristigen Migrationszielen, auch von Fermín, und entspricht der sozialen Norm. Mit der Aufnahme einer Erwerbstätigkeit in Galicien versties er gegen den gesellschaftlich vorstrukturierten Normverlauf einer Remigration.

Ich habe bereits darauf verwiesen, dass der Übertritt ins Rentenalter für MigrantInnen ein noch radikalerer neuer Lebensabschnitt sein kann als für die meisten älteren Menschen. Während Frauen, wie Richter (2004: 273-274) einleuchtend beschreibt, sich eher über familiäre Aufgaben Legitimation beschaffen können, kann die Aufgabe der Erwerbstätigkeit für Männer – und gerade wenn sie, wie bei Fermín, schon einige Jahre vor der Pensionierung erfolgt – eine Sinnkrise auslösen. In dieser Situation entschied sich Fermín dazu, eine Verletzung der sozialen Norm in Kauf zu nehmen, um seine persönliche Sinnkrise zu bewältigen. Heute ist er zufrieden, nach Galicien zurückgekehrt zu sein. Er glaubt auch nicht, dass er nach seiner Pensionierung wieder in ein Loch fallen werde – dann sei er schon älter und könne damit umge-

hen, keine Beschäftigung mehr zu haben. Felisa hingegen befürchtet, dass er sich dereinst in derselben Situation wieder finden werde. Auch sie scheint im selben Dilemma gefangen zu sein: Sie habe zwar Fermíns Entscheidung unterstützt, weil sie Angst hatte, er würde tatsächlich wieder in die Schweiz zurückwandern, wenn er keine befriedigende Beschäftigung finden würde. Gleichzeitig betont sie aber auch, sie hätten keinerlei finanzielle Sorgen – Fermín und Felisa sind auch Besitzer einer Bar in Carballo sowie zweier Wohnungen in Carballo und in Santiago de Compostela, die sie vermieten – und fragt sich deshalb:

„Entonces, ¿para qué va a trabajar?“

Ausserdem möchte sie nach so vielen Jahren harter Arbeit und angesichts ihrer Krankheit nun den wohlverdienten Ruhestand gemeinsam mit ihrem Mann geniessen.

Allerdings wurde Felisa durch ihre Krankheit und die damit verbundene Arbeitsunfähigkeit selbst in eine Sinnkrise gestürzt. Ihr Leben in der Migration war geprägt durch einen strengen Arbeitsrhythmus und ihre Bereitschaft zu harter Arbeit. Häufig sei sie auch am Wochenende arbeiten gegangen, sie habe sogar Schlüssel zur Fabrik gehabt, damit sie arbeiten gehen könne, wann immer sie wolle. Ihr Diskurs zum Arbeitsleben in der Schweiz ist dem von Dolores und Daniel vergleichbar:

„Para mí, la fábrica era como personal. Sabe, la cogí tan bien y a mí la patrona me quería mucho, mucho, mucho.“

Alleine in diesem Zitat finden wir dieselben Elemente wie bei Dolores und Daniel: Identifikation mit der Arbeitgeberin, Bereitschaft zu harter Arbeit und die erfahrene Wertschätzung durch die Arbeitgeberin. Im Gegensatz zu Dolores und Daniel hinterfragt Felisa heute aber ihren strengen Arbeitsrhythmus, den sie sich selbst auferlegt hatte. Als ich sie fragte, was sie im Rückblick anders tun würde, sagte sie:

„No trabajaría tanto, no haría tantas horas.“

Ihr gesamtes Leben in der Schweiz war auf ein Ziel in der Zukunft ausgerichtet, das sie heute aufgrund ihrer Krankheit nicht geniessen kann. Möglicherweise führt sie die Fibromyalgie auch auf die eigene Überforderung durch die Arbeit zurück. Auch als die Krankheit bereits diagnostiziert war, und ihr Arzt sie als arbeitsunfähig einstufen wollte, bestand sie darauf, zumindest eine Teilzeitanstellung in der Fabrik beizubehalten. Als ihr nach sechs Monaten gekündigt wurde, sei sie darüber nicht verärgert gewesen, sie habe die Kündigung fast schon erwartet:

„No lo cogí muy mal, porque yo, sabe, casi lo pensaba, porque el médico me dijo: ‚Mire, señora, yo la mando a trabajar, pero Usted no puede trabajar. Pero si Usted quiere ir a trabajar, vaya a trabajar.‘ [...] Seguro que la patrona y el médico hablaron. [...] No me cogió de sorpresa porque el médico me había avisado ya. [...] La patrona me explicó. Ella sabía que yo no podía trabajar. Y si no puedo trabajar, pues, que cojan otra.“

Sie habe auch nach ihrer Kündigung ihren Arzt davon zu überzeugen versucht, dass er sie einige Stunden arbeiten lasse. Doch er habe ihr gesagt, sie sei arbeitsunfähig:

„Que yo, que trabajara 28 años en una fábrica, siempre correcto, y cuando me echaron de trabajar es porque no podía trabajar, porque no valía para trabajar. Entonces si no valgo para una cosa, no valgo para lo otra, me dijo el médico.“

Felisas drastische Wortwahl – „Ich bin nichts wert“ – kann nicht zufällig sein. Ich interpretiere sie als Zeichen der über ihre Arbeitsfähigkeit und -bereitschaft definierten Identität in der Schweiz. Der Verlust ihrer Arbeitsfähigkeit stellt Felisas Aufenthalt in der Schweiz – für sie selbst wie auch für die Aufnahmegesellschaft – grundsätzlich in Frage: Mit der Arbeitsunfähigkeit und der Aufgabe der Erwerbstätigkeit wird die ursprüngliche Konvention zur Einwanderung verletzt und die Legitimation für eine Fortsetzung des Aufenthalts entfällt. Für Felisa wurde die Migration, in der nicht mehr auf die Realisierung der Migrationsziele hingearbeitet werden konnte, sinnlos und ihre Arbeitsunfähigkeit erzeugte in ihr das Gefühl, für die Aufnahmegesellschaft wertlos geworden zu sein (vgl. Dietzel-Papakyriakou 1993: 144-146). Auf das angegriffene Selbstwertgefühl führe ich auch Felisas mangelnden Protest zurück, als ihr nach der Remigration die Invalidenrente um die Hälfte gekürzt wurde. Wie ich vorgängig bereits erklärt habe, ist Felisa kein Einzelfall: Immer wieder wird RemigrantInnen, die an Fibromyalgie (aber auch an anderen Krankheiten) leiden, aufgrund der medizinischen Gutachten ihrer ÄrztInnen in Galicien die Invalidenrente aus der Schweiz gestrichen oder gekürzt. Felisa erzählte mir dies eher beiläufig und ging erst näher darauf ein, als ich konkret nachfragte. Auf die Kürzung ihrer Rente hat sie mit dem Wechsel des behandelnden Arztes reagiert. Sie hofft nun, mit einem neuen Gutachten die Rentenkürzung rückgängig machen zu können. Meinen Hinweis, dass es eine beratende und unterstützende Organisation für Fibromyalgie-PatientInnen (AGAFI) gebe, nahm Felisa lediglich dankend zur Kenntnis. Ich erwähnte bereits, dass es Fermín war, der mich schliesslich um die Nummer der Organisation bat.

Die Kürzung der Invalidenrente aufgrund des medizinischen Gutachtens, das Felisa nur eine teilweise Arbeitsfähigkeit bescheinigte, bedeutete für Felisa sicherlich eine beachtliche finanzielle Einbusse. Schmerzlicher muss für sie aber der Eindruck gewesen sein, ihr Leiden werde nicht ernst genommen. Und schliesslich muss diese Erfahrung auch ihre aufgrund der Arbeitsunfähigkeit erfolgte Remigration in Frage gestellt haben. Nach Auskunft von AGAFI und Marusía widerfährt vielen kranken RemigrantInnen dasselbe Schicksal wie Felisa. Die Praxis unter galicischen ÄrztInnen, ihren PatientInnen unnötige Hindernisse beim Bezug ihrer Renten aus dem Ausland in den Weg zu legen, kann daher als der institutionelle Ausdruck einer negativen Sanktionierung der Rückwanderung älterer (kranker) MigrantInnen durch ihre Herkunftsgesellschaft gesehen werden.

Die Tatsache, dass es sich bei der Fibromyalgie um eine in der Öffentlichkeit kaum bekannte Krankheit handelt, die zudem körperlich kaum sichtbar ist, bedeutet für Felisa einen zusätzlichen Rechtfertigungsdruck. Während Elena die Krankheit, die ich als körperlichen Ausdruck ihres inneren Leidensdrucks beschrieben habe, als Legitimation für die Aufgabe der Erwerbstätigkeit und die Remigration diente, stürzte sie Felisa in eine Krise. Als sie versuchte, mir ihre Beschwerden zu schildern, sagte sie, die Krankheit sei schwierig zu erklären und sie verstehe sie selber nicht. Sie würde es auch nicht verstehen, wenn jemand anderes sie ihr be-

schreiben würde. Dass Felisa trotz Schmerzen und entgegen dem Rat ihres Arztes darauf bestand, ihrer Arbeit in der Papierfabrik weiter nachzugehen, verstehe ich als Versuch, sich dem durch die Krankheit empfundenen Kontrollverlust über die eigene Lebensplanung zu widersetzen. So sagt Felisa auch, sie wäre noch lange nicht aus der Schweiz zurückgekehrt, wenn sie nicht krank geworden wäre.

Wie bei der Interviewanalyse von Elena bereits erwähnt, schreiben Bolzman et al. (1999: 31), dass Krankheit eine soziale Funktion übernehmen kann, so etwa als Erklärung für den Verbleib im Einwanderungsland. Die Unsichtbar- und Unfassbarkeit ihrer Krankheit lässt für Felisa aber keine solche instrumentelle Umdeutung ihres Leidens zu. Die Krankheit zwingt Felisa zur Aufgabe der Erwerbstätigkeit, kann aber die daraus resultierende Leere nicht ausfüllen, macht die vorgesehene und gewünschte Verlängerung der Migration sinnlos und löst auf diese Weise den Remigrationsprozess aus. Die Krankheit, die direkten Einfluss auf den Verlauf des Migrationsprojekts hatte, stellt für Felisa einen Bruch in ihrem Lebensentwurf dar, und es fällt ihr schwer, sie als Teil ihrer Biografie zu akzeptieren.

#### **4.1.7 Gabriela und Gonzalo: Die Ausnahme bestätigt die Regel**

Gonzalo wurde 1946 in der Provinz Ourense im Süden Galiciens geboren und wuchs bei seinen Grosseltern auf, die Weinbauern waren. 1962 nahm seine Mutter ihn und seine Geschwister mit in die Schweiz, als sein Vater aufgrund seiner politischen Tätigkeiten unter dem Franco-Regime flüchten musste. Gonzalo absolvierte in der Schweiz die Lehre zum Koch und arbeitete daraufhin während dreissig Jahren als Koch in einem Restaurant in Bern.

Gabriela wurde im selben Jahre wie Gonzalo als Bauerntochter in einem Weiler der Gemeinde Laracha geboren. Nach Beendigung der Schulzeit arbeitete Gabriela als Schneiderin. 1963 wanderte sie nach England aus, von wo sie ein Jahr später in die Schweiz emigrierte. Sie begann in Bern im selben Restaurant wie Gonzalo zu arbeiten, und die beiden heirateten schon kurze Zeit später. 1966 wurde ihre erste Tochter Ramona, 1968 ihre zweite Tochter Rosa geboren. Ramona und Rosa wuchsen bei ihren Eltern auf und absolvierten in der Schweiz ihre Berufsausbildungen.

1994 übernahmen Gabriela und Gonzalo für drei Jahre den Restaurant-Betrieb des *Centro Gallego* in Bern. Danach arbeitete Gonzalo ein Jahr lang in einer Pizzeria und Gabriela in einem Hotel. Als Rosa mit ihrem Ehemann und ihren Kindern und Ramona mit ihrem damaligen Partner nach Galicien zogen, folgten ihnen 1999 auch ihre Eltern. Die ersten beiden Jahre lebten Gabriela und Gonzalo bei Gabrielas Vater, während ihr eigenes Haus, das sie während der Migration in der Nähe von A Coruña gebaut hatten, renoviert wurde. Sie gehen seit ihrer Remigration keiner Erwerbstätigkeit mehr nach. Ihre Tochter Ramona wohnt in einem Studio im Haus ihrer Eltern. Rosa lebt mit ihrer Familie in einem Küstenort in der Nähe von A Coruña.



### „Nunca pensamos en venir“

Es ist kein Zufall, dass Gabriela und Gonzalo das letzte Paar in meiner Datenpräsentation sind – sie fallen aus dem Rahmen im Vergleich zu den bisher dargestellten Fällen. Dies zeigt sich bereits bei der Auswanderung von Gonzalo:

„Me fui con 16 años a Suiza, bueno, me llevaron.“

Gonzalo kam bereits als Jugendlicher in die Schweiz und nicht als Arbeitsmigrant, sondern weil seine Familie Spanien verlassen musste. Seine Ausgangslage im Migrationsland ist demnach eine grundsätzlich andere als die meiner übrigen InterviewpartnerInnen.

Ein weiterer fundamentaler Unterschied in Gabrielas und Gonzalos Geschichte ist die Abwesenheit der Rückkehrorientierung, wie in Gonzalos Aussage deutlich wird:

„Nunca pensamos en venir, es que ni por la cabeza se me pasó a mí volver.“

Gabriela führt die Abwesenheit der Rückkehrorientierung auf die frühe Auswanderung zurück:

„Yo creo que cuando uno va que es joven, no es como aquellos que van que tienen ya treinta años. [...] Yo creo que los que van ya mayores que no se pueden adaptar porque les queda la vida aquí [en Galicia].“

Auch Gonzalo sagt, er sei ja schon als „Kind“ in die Schweiz emigriert, deshalb empfinde er so viel Zuneigung zu diesem Land und seinen Leuten.

Obwohl sie nie die Absicht hegten, nach Galicien zurückzukehren, bauten sie während der Migration ein Haus. Als ich auf diesen Widerspruch hinwies, erklärte Gonzalo den Hausbau mit der spanischen Sitte, ein Haus zu bauen. Der Vater von Gabriela habe den früheren Landbesitzer gekannt und ihnen vorgeschlagen, ein Grundstück in dem damals noch ländlichen, heute aber zur Agglomeration von A Coruña gehörenden Gebiet zu kaufen, um ein Haus zu bauen. Zuerst sei Gonzalo dagegen gewesen, habe sich dann aber überzeugen lassen:

„[...] pero sin idea ninguna. [...] por si nos daba después por venderla, porque una casa nunca da pérdida.“

Der Hausbau wurde von Gabriela und Gonzalo also mehr als Investition angesehen denn als mögliche Bleibe für die Zukunft. Allerdings führt Gonzalo – wie auch schon Eduardo – an, dass ein Haus immer auch Sicherheit bei unvorgesehenen Schwierigkeiten biete:

„Si tenemos un problema, ya tenemos donde meternos.“

Angesichts der abwesenden Rückkehrorientierung ist es denn auch nicht erstaunlich, dass der eigentliche Remigrationsentscheid nicht von Gabriela und Gonzalo, sondern von ihren Töchtern getroffen wurde. Ramona und Rosa entschlossen sich, obwohl sie beide nie in Galicien gelebt hatten, die Schweiz zu verlassen und ihr Glück zusammen mit ihren Familien in Spanien zu probieren. Ihre Eltern können kaum Auskunft geben über die Motive dieses plötzlichen Auswanderungswunsches ihrer Töchter. So sagt etwa Gonzalo:

„Aún yo no lo entiendo, aún yo que soy el padre.“

Vor allem der Entscheid von Ramona, die damals mit einem Galicier verheiratet war, stösst bei Gonzalo auf Unverständnis. Wie zwei Kinder hätten sie sich verhalten und urplötzlich, trotz guter Ausbildung und Arbeit in der Schweiz, nach Spanien gehen wollen.

Da Gabriela und Gonzalo ein sehr enges Verhältnis mit ihren Töchtern und Enkelkindern pflegen – in Bern wohnten sie alle im selben Haus, wenn auch in verschiedenen Wohnungen – war diese Trennung sehr schwierig für sie. Gabriela sagt, sie habe in der Nähe ihrer Enkelkinder sein wollen, solange diese noch klein seien, und vor allem Gonzalo habe sehr unter dieser Trennung gelitten. Sie beschlossen deshalb, auf das Drängen ihrer Töchter hin, ebenfalls zu remigrieren. So sagt Gabriela deutlich, dass sie nicht nach Galicien zurückgekehrt wären, wenn ihre Töchter und Enkelkindern in der Schweiz geblieben wären. Gonzalo kommt immer wieder darauf zu sprechen, dass sie nur wegen ihren Töchtern remigriert seien:

„Nosotros nos venimos por culpa de las niñas, sino no nos veníamos, eh. [...] Ellas fueron las que nos rompieron la cabeza de venir para aquí. [...] Tomaron la decisión de venirse y después nos trajeron a nosotros. [...] cada vez que veníamos de vacaciones: ‚Mami, ven, ven‘.“

„Sie haben uns hergebracht“ – sagt Gonzalo und gibt damit deutlich zu verstehen, dass er die Verantwortung für den Remigrationsentscheid seinen Töchtern zuschreibt. Er sagt denn auch, er sei ursprünglich nicht einverstanden gewesen mit der Remigration:

„Pero yo, la verdad, no estaba de acuerdo. Ahora ya pasó.“

Selbst will er keine Verantwortung übernehmen, auch weil er im Rückblick den Zeitpunkt der Remigration als einen Fehler betrachtet. Er sagte mir, sie hätten einen grossen Fehler begangen, noch bevor ich die erste Frage gestellt oder das Aufnahmegerät aufgestellt hatte. Im Interview wiederholte er diesen Standpunkt mehrmals:

„Son cosas que muchas veces se hacen sin pensar. [...] Porque nosotros, si lo piensas un poco, te sientas a pensar las cosas, con la edad que teníamos nosotros, dices: ‚No, vamos a esperar cinco años más.‘ Volvíamos con 55 que era la edad perfecta. [...] Parar de trabajar con 50 años fue un error. Pero ahora ya no hay marcha atrás. Son errores que cometes en la vida.“

Gonzalo stellt nicht die Remigration an sich in Frage, sondern deren Zeitpunkt, weil die Remigration offenbar unausweichlich mit der Aufgabe der Erwerbstätigkeit verbunden war – ein Muster, das ich bereits im Fall von Fermín erläutert habe. Im Rückblick betrachtet er sich aber zum Zeitpunkt der Remigration als zu jung für den Ruhestand. Seine mehrmalige Äußerung, sie hätten die Entscheidung getroffen, ohne darüber nachzudenken, deutet auf eine mangelnde Vorbereitung auf die Remigration hin. Offenbar hatten Gabriela und Gonzalo keine konkrete Vorstellung davon, was sie nach der Remigration erwarten würde, oder was sie genau tun sollten. Ihre Freunde in der Schweiz hätten alle geglaubt, sie würden nach der Rückwanderung ein Geschäft aufbauen. Obwohl sie diesbezüglich keine Entscheidung getroffen hatten, klärten sie die Möglichkeiten für die Eröffnung eines eigenen Betriebs ab. Schliesslich entschlossen sie sich aber, statt das gesamte Vermögen und viel Arbeit zu investieren und das Risiko des Misserfolgs einzugehen, von ihrem Ersparten zu leben. Gonzalo hatte sich auch

überlegt, eine Arbeit zu suchen, konnte aber nichts zu den gewünschten Arbeitsbedingungen finden und betrachtet heute das Kapitel Erwerbstätigkeit für abgeschlossen:

„Porque veo que pasan los años y digo: ¿Para qué me voy a comer el coco? Es una tontería, no.“

Er glaubt auch, dass es unterdessen aufgrund seines Alters schwierig wäre, wieder Arbeit zu finden. Und so beschreibt er die jetzige Situation auf ziemlich fatalistische Art:

„Ahora a esperar la pensión.“

Obwohl Gabriela und Gonzalo viel reisen, regen Kontakt mit ihren Familienangehörigen pflegen – sie fahren auch öfters nach Ourense zu Gonzalos Mutter – und im eigenen Garten Gemüse anbauen, fehlt Gonzalo offensichtlich eine Aufgabe. So wird die Zeit nach der Remigration für ihn zum Warten auf die Altersrente und letztlich den Tod, denn die Altersrente wird nichts an seiner Situation ändern.

Die ersten beiden Jahre nach der Remigration lebten Gabriela und Gonzalo im Haus von Gabrielas Vater in ländlicher Umgebung. In dieser Zeit wurde ihr eigenes Haus, das während mehr als zwanzig Jahren leer gestanden hatte, renoviert. Gabriela klagt über die Einsamkeit und mangelnde Beschäftigung im Haus ihres Vaters:

„El primer año, los dos primeros años para mí fue que no se pasaban los días. Para mí fue horrible. [...] El primer tiempo fue duro porque no sabía qué hacer.“

Gonzalo hingegen sagt, für ihn sei dank diesen zwei Jahren die Remigration viel einfacher gewesen, als wenn er von Anfang an im eigenen Haus in der Nähe der Stadt gewohnt hätte:

„Yo, si llego a venir derecho aquí, para mí, es más duro.“

Wolbert (1990; 1995: 31) beschreibt die Remigration als Statuspassage im Sinne von Glaser und Strauss<sup>48</sup>: Die Rückkehrenden wechseln von einer Struktur in eine andere, dazwischen befinden sie sich in einer liminalen Phase<sup>49</sup>. Obwohl es für die Rückkehr keine spezifischen rituellen Formen gebe, werde sie von den Rückkehrenden selbst als Übergang und als Prozess der persönlichen Veränderung betrachtet (Wolbert 1995: 36). Im Fall von Gabriela und Gonzalo war die Statuspassage klar gekennzeichnet durch ihren zweijährigen Verbleib im Haus von Gabrielas Vater. Dieser Zwischenaufenthalt stellte eine Übergangsphase zwischen dem Migrations- und dem Remigrationsalltag dar. Während Gabriela Mühe bekundete mit der Liminalität dieser Übergangsphase, diente sie Gonzalo zur Bewältigung der Remigration und des plötzlichen Ruhestandes. Die Übergangsphase im Haus seines Schwiegervaters erlaubte ihm, den Zustand des Umbruchs, in dem die im Alltäglichen geltenden sozialen Regeln ausser

---

<sup>48</sup> Wolbert verweist dabei auf Glaser, Barney und Anselm Strauss 1971: *Status Passage*. London: Routledge & Kegan Paul.

<sup>49</sup> Wolbert bezieht sich hier in erster Linie auf Victor Turner (1967: *Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage*. In: ebd.: *The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual*. Ithaca, N.Y.: Cornell University Press), der seinerseits auf Van Genneps Ausführungen zu den Übergangsriten (Van Gennep, Arnold 1909: *Les rites de passage*. Paris: Nourry) anknüpft.

Kraft gesetzt werden, bewusst zu erleben und sich so auf den neuen Zustand vorzubereiten und einzustellen. In Gonzalos Erzählung folgt die Erwähnung der ersten beiden Remigrationsjahre im Haus des Schwiegervaters gleich auf eine Reflexion über die Unterschiede zwischen der Schweiz und Galicien. Ich erachte dies als Zeichen der bewussten Auseinandersetzung mit der Remigration als Übergang von einer Struktur in eine andere.

Gabriela und Gonzalo sind nicht nur die einzigen von mir interviewten RemigrantInnen, die kaum rückkehrorientiert waren, sondern auch die einzigen – neben Fermín –, die sich offenbar Gedanken über eine mögliche Wiederauswanderung in die Schweiz gemacht haben. Auf meine Frage, ob sie sich erneut ein Leben in der Schweiz vorstellen könnten, sagte Gonzalo:

„Yo no digo que no.“

Aufgrund finanzieller Überlegungen wäre es jedoch schwierig. Würde ihm aber eine Arbeit angeboten, von der er in der Schweiz leben könnte, könne er sich eine Re-Emigration vorstellen. Allerdings hat er bei Abgabe seiner Niederlassungsbewilligung die von der Fremdenpolizei angebotene Möglichkeit, eine Rückkehr in die Schweiz offen zu halten, abgelehnt:

„Me dijeron: ‚¿Y Usted, qué? ¿Quiere volver? ¿Quiere firmar para volver?‘ Y yo: ‚No, no, no, no. Anúlenme todo.‘ [...] Es mejor cortar. [...] Cuando fui, fui, y cuando vine, vine, y se acabó.“

Gabriela fügt einer allfälligen Rückkehr in die Schweiz die Bedingung an, dass auch ihre Enkelkinder wieder dort leben würden. Sie gibt ihrem „Heimweh“ nach der Schweiz noch eindeutiger Ausdruck als ihr Ehemann:

„Si no estuvieran las niñas aquí, yo me volvía hoy para... yo me recuerdo mucho de Suiza. [...] Yo de Suiza me recuerdo tanto, tanto que... Pero es así. Si las niñas no vinieran, no...“

In dieser Aussage wird einmal mehr die zentrale Rolle ihrer Töchter in den Entscheidungsfindungen von Gabriela und Gonzalo deutlich. Die Feststellung von Frigerio und Merhar (2004: 364), wonach die Jugendlichen und jungen Erwachsenen der so genannten zweiten Generation häufig die lebensentscheidenden Daten für ihre Eltern setzen, trifft im Fall von Gabriela und Gonzalo offensichtlich zu.

Auch wenn eine Wiederauswanderung in die Schweiz wohl kaum mehr in Frage kommen dürfte, erhalten Gabriela und Gonzalo ihre Sozialkontakte in der Schweiz aufrecht – und stellen unter meinen InterviewpartnerInnen auch hier eine Ausnahme dar. Seit sie 1999 nach Galicien remigriert sind, waren sie bereits mehrmals in der Schweiz zu Besuch. Den engsten Kontakt haben sie mit ihrer früheren Chefin aus dem Restaurant in Bern, mit der sie auch einen brieflichen Austausch unterhalten. Gonzalo sagt über seine Besuche in der Schweiz:

„Es un sitio que yo llevo y me siento en mi casa.“

Die Aufrechterhaltung der Sozialkontakte in der Schweiz macht das Zugehörigkeitsgefühl von Gabriela und Gonzalo erkennbar. Entsprechend äussert sich Gonzalo:

„Nosotros estamos en España, pero no hemos abandonado, no hemos cerrado la frontera.“

Sie legen Wert darauf, dass sie in der Schweiz sozial gut integriert waren und betonen, dass sie sehr viele Schweizer Freunde gehabt hätten. Sie hätten nie an eine mögliche Zukunft in Galicien gedacht, sagt Gonzalo:

„Vivimos en Suiza, vivimos la realidad allí.“

Gonzalo resümiert die Rolle des Migranten in der Aufnahmegesellschaft folgendermassen:

„En la emigración hay que... respeto hacia el lugar que vas, allí con respeto hacia sus gentes, su cultura y su manera de ser. Eso, para mí, es lo más principal. Después, tú intenta sacar el máximo, disfruta de lo que tienes y mira de salir adelante con respeto y ya está. Y aprender de lo que ves. No encerrarte.“

Anhand ihrer Auffassung des Migrationslebens machen Gabriela und Gonzalo ihre Andersartigkeit gegenüber anderen galicischen ArbeitsmigrantInnen deutlich. Viele hätten ohne Kontakt zur Aufnahmegesellschaft, nur für die Arbeit und fürs Sparen, mit dem Ziel einer baldigen Rückkehr gelebt:

„Usted si habla con emigrantes que estuvieron en Suiza, que trabajaron como trabajamos nosotros, que no hicieron horas extras, que trabajaron normal – esa gente es diferente. [...] En cambio, los que trabajaron día y noche, que yo los conocí, esos tienen la cabeza dura y no se puede hablar con ellos. Sólo hablan de pisos y... Es que no tienen otra conversación. Y viven, para mí, viven amargados. Viven con la cabeza allí haciendo números. No son iguales. [...] Y aún aquí los encuentra y siguen siendo como allá, idénticos. Los encuentras: ‚¡Hola, hola, hola! - ¡Vamos a tomar algo! - Ah, tengo prisa, tengo prisa.‘, y desaparecen. Son iguales.“

Gonzalo erzählt mir einige schockierende Fälle von MigrantInnen, die Tag und Nacht gearbeitet, kaum gegessen und geschlafen hätten, bis sie schliesslich einen Kollaps erlitten oder kurze Zeit nach der Remigration gestorben seien. Er unterstreicht damit die eigene Andersartigkeit. Man dürfe nicht immer an die Rückkehr denken, sagen Gabriela und Gonzalo, weil man so die Gegenwart nicht lebe.

Neben der übertriebenen Arbeitsbereitschaft bezeichnen sie die Trennung von den Kindern und deren Betreuung durch die Grosseltern als einen der grössten Fehler, den die galicischen ArbeitsmigrantInnen begangen hätten. Despektierlich sagt Gonzalo, viele MigrantInnen hätten sich von den Kindern getrennt, um ein Haus oder eine Wohnung kaufen zu können. Dazu war die Erwerbstätigkeit beider Elternteile notwendig und die externe Kinderbetreuung in der Schweiz wäre zu teuer gewesen. Sie beide hätten niemals an eine Trennung von ihren Töchtern gedacht:

„Nosotros preferíamos tener las niñas con nosotros y no tener piso.“

Und Gabriela berichtet, dass ihre Mutter in Galicien sie dazu aufgefordert habe, ihr die Kinderbetreuung zu überlassen, was sie aber vehement abgelehnt hätte:

„Le mando dinero, pero las niñas no.“

Angesichts der betont guten sozialen Integration in der Schweiz, ist das starke Engagement in der galicischen Gemeinschaft auf den ersten Blick überraschend. Gonzalo spielte Fussball in

einem italienischen Team in der Schweiz. Dann habe er aber Lust gehabt, eine rein galicische Mannschaft zu gründen:

„Al estilo vasco, como en Bilbao que son sólo vascos.“

Aus dem galicischen Fussballklub entstand später das *Centro Gallego* von Bern, zu dessen Gründern Gonzalo gehört. Viele Jahre waren Gonzalo und Gabriela engagierte Mitglieder des *Centro Gallego* und führten, wie bereits erwähnt, auch während einiger Zeit den Restaurant-Betrieb. Ich sehe in ihrer sozialen Integration sowohl in der Schweizer Gesellschaft wie in der galicischen Gemeinschaft den Ausdruck ihrer bipolaren Zugehörigkeit, wie sie von Bolzman et al. (2003: 219) vor allem für die spanischen und italienischen Secondos und Secondas beschrieben wird. Gerade für Gonzalo, der nicht als Arbeitsmigrant in die Schweiz kam, sondern als Jugendlicher mit seiner Familie, kann der Rückzug in die ethnische Gemeinschaft aber auch Ausdruck seines Wunsches nach kultureller Kontinuität sein. Frigerio und Merhar (2004: 369-379) sehen das Bedürfnis von Einwandernden, die eigene Kultur auszuleben, als kulturelle Auseinandersetzung mit dem Heimweh<sup>50</sup>. Die Gründung kultureller Vereinigungen diene der Bewältigung der eigenen Auswanderungsgeschichte und des Heimwehs und damit der Erhaltung der psychischen Gesundheit. Auch González Reboredo (1999: 512-514) versteht den galicischen *Asociacionismo* als Versuch der Konstruktion einer eigenen Identität durch den symbolischen Gebrauch gewisser kultureller Aspekte, sprich der Folklore.

Die engen Sozialkontakte, die Gabriela und Gonzalo in der Schweiz pflegten, konnten in Galicien nicht aufrechterhalten werden. Obwohl viele von ihren galicischen Freunden unterdessen selber zurückgekehrt sind, wird kaum ein dauerhafter Kontakt aufrechterhalten. Gabriela und Gonzalo klagen denn auch beide darüber, dass ihnen der „contacto humano“ fehle. Dabei scheinen sie um ihre Freundschaften aktiv Sorge tragen zu wollen und laden immer wieder Leute ein. Aber kaum seien die MigrantInnen wieder in Galicien, hätten sie plötzlich keine Zeit mehr füreinander, würden immer sagen, sie hätten viel Arbeit und würden sich vor allem im Kreis der Familie bewegen. Offensichtlich waren für die meisten MigrantInnen die in der Schweiz aufgebauten Freundschaften vor allem instrumentellen Charakters – angesichts der Abwesenheit eines familiären Netzes, dienten die Freundschaften als Ersatz. Dies wurde mir so auch von mehreren RemigrantInnen – unter ihnen Antía und Anxo – gesagt. Der Versuch von Gabriela und Gonzalo, die in der Migration hergestellten Sozialbeziehungen nach der Remigration weiter zu pflegen, stösst bei den anderen RückkehrerInnen kaum auf Echo, weil er nicht den gängigen Strukturen der Sozialbeziehungen entspricht – ich erinnere hier an den

---

<sup>50</sup> Für Heimweh wird im Galicischen der Begriff *morriña*, wörtlich „kleiner Tod“, verwendet. Mit *morriña*, der portugiesischen *saudade* ähnlich, wird die Sehnsucht nach der Heimat beschrieben, die dauernd im Innersten nagt und keine Ruhe lässt (vgl. Richter 2000: 53). Manuel Rivas (1999: 2), der wohl bekannteste in galicischer Sprache publizierende Schriftsteller, umschreibt die *morriña* folgendermassen: „En partant, ils [les émigrés] laissaient derrière eux un sillage de tristesse, si bien traduit par la *morriña*, un registre magistralement cultivé par le folklore et la poésie galicienne depuis le XIXe siècle avec la poétesse Rosalía de Castro [...]“

Befund von Ruíz Fernández, wonach in Galicien die vertikalen sozialen Netze prägend seien. Die Tatsache, dass Gabriela und Gonzalo heute nicht in der Nähe ihrer Herkunftsorte leben, erschwert die Erhaltung von früheren Freundschaften und familiären Beziehungen – ausser zu ihren Töchtern und Enkelkindern – zusätzlich. Die Folge muss die soziale Marginalisierung sein, die Gabriela und Gonzalo mit ihren häufigen Ferienreisen zu bewältigen versuchen.

## 4.2 Vergleichende Analyse

Nach der Präsentation und Auswertung der einzelnen Biografien, in denen ich jeweils nur Einzelaspekte detailliert herausgearbeitet habe, will ich nun eine zusammenfassende und vergleichende Analyse meiner Daten vornehmen und damit zu den Schlussfolgerungen kommen.

### 4.2.1 Die Auswanderung

Alle meine InterviewpartnerInnen gehören der so genannten ersten Generation der spanischen Einwanderung in die Schweiz an, wobei Gonzalo insofern ein Spezialfall ist, als dass er bereits als Jugendlicher mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in die Schweiz kam. Die porträtierten Personen waren zwischen 15<sup>51</sup> und 36<sup>52</sup> Jahren alt, als sie sich ins Ausland aufmachten. Daniel und Dolores stellen allerdings eine Ausnahme dar: Sie waren zum Zeitpunkt ihrer Emigration wesentlich älter als die anderen GesprächspartnerInnen, die bei ihrer Auswanderung alle um die 20 Jahre alt waren. Im Allgemeinen lag die Emigration zeitlich in der Nähe der Familiengründung.

Motiv für die Auswanderung war in erster Linie die Verbesserung der ökonomischen Situation verbunden mit sozialer Mobilität. Aber auch Abenteuerlust und Neugier wurden genannt, oder familiäre Gründe, wie im Fall von Beatriz, die ihrem Mann in die Schweiz folgte. Die meisten hatten einen Aufenthalt in der Schweiz von wenigen Jahren, in Zusammenhang mit der Realisierung eines konkreten Migrationsziels, etwa dem Hausbau, geplant. Schliesslich verlängerte sich aber für alle der Aufenthalt, und sie lebten zwischen 22<sup>53</sup> und 37<sup>54</sup> Jahren in der Schweiz.

Bei der Auswanderung wurden verschiedene Vorgehensweisen angewandt: Die meisten liessen sich durch Verwandte oder Bekannte einen Arbeitsvertrag besorgen, um so als Arbeitskräfte in die Schweiz einzureisen. Sie nutzten also soziale und/oder verwandtschaftliche Netze. Solange dies nach den gesetzlichen Regelungen noch möglich war, reisten einige auch als

---

<sup>51</sup> Antía, als sie nach Italien emigrierte.

<sup>52</sup> Daniel, als er nach Deutschland emigrierte.

<sup>53</sup> Antía, die allerdings zuvor schon fünf Jahre in Italien gelebt hatte, insgesamt also 27 Jahre im Ausland verbrachte.

<sup>54</sup> Bieito, der vorher schon einige Jahre in Uruguay verbracht hatte und im Gesamten 46 Jahre im Ausland lebte.

TouristInnen in die Schweiz und suchten hier eine Anstellung, aufgrund derer ihnen eine Aufenthaltsbewilligung ausgestellt wurde. Um eine staatlich assistierte Auswanderung, sprich eine direkte Anwerbung durch ein Schweizer Unternehmen, handelte es sich nur im Fall von Dolores.

Die meisten meiner InterviewpartnerInnen waren in der Schweiz in wenig qualifizierten Tätigkeiten in den klassischen „Fremdarbeiterbranchen“ Industrie, Baugewerbe, Reinigung, sowie Hotellerie und Gastronomie beschäftigt. Sie haben während ihres Aufenthalts kaum berufliche Verbesserungen durch eine Professionalisierung angestrebt, sondern lediglich für einen besseren Lohn oder weniger belastende Arbeitsbedingungen einen Stellenwechsel vorgenommen. Richters (2004: 273) Befund, den ich im Fall von Celia und Carlos bereits kurz erläuterte, wonach die Mehrheit der galicischen MigrantInnen während ihres Aufenthalts in der Schweiz in denselben Arbeitsverhältnissen verbleibt, wird also durch meine Forschung bestätigt. Allerdings muss hier der Vorbehalt angebracht werden, dass ich mich – wie auch Richter – mit rückkehrorientierten MigrantInnen beschäftigt habe. Nur Gabriela und Gonzalo zogen jemals eine definitive Niederlassung in der Schweiz überhaupt in Betracht. So weist Richter (2004: 275) auch darauf hin, dass jene MigrantInnen, die auch nach dem Eintritt in den Ruhestand in der Schweiz bleiben, meist ihren sozialen und ökonomischen Status hier verbessert haben. Ohne vergleichende Forschung mit älteren MigrantInnen ohne Rückkehrabsicht, können deshalb an dieser Stelle kaum weitergehende Folgerungen gezogen werden.

#### **4.2.2 Das Haus**

Als Migrationsziel nannten alle, ausser Gabriela und Gonzalo, den Bau eines eigenen Hauses.<sup>55</sup> Auch wenn dieses Ziel von jenen, die sehr jung und unverheiratet auswanderten, nicht von Anfang an so deutlich formuliert wurde, nahmen alle – sogar Gabriela und Gonzalo – spätestens nach der Familiengründung den Bau eines eigenen Hauses in Angriff. Heute leben alle im eigenen, während der Migration erbauten Haus. Eine genauere Betrachtung der Bedeutung von Hausbau und -besitz scheint mir daher wesentlich zu sein. Ich bin in den Fallanalysen bereits vereinzelt auf den Einfluss des Hausbaus für den Migrationsverlauf eingegangen, will nun aber diese Diskussion vertiefen.

In allen Erzählungen, ausser der von Gabriela und Gonzalo, wurde zum Ausdruck gebracht, dass die, oft höher als erwartete, finanzielle Belastung durch den Hausbau eine verzögernde Wirkung auf die Remigrationspläne hatte. Gleichzeitig erschwerte die Existenz eines eigenen Hauses und die damit verbundenen finanziellen, zeitlichen und emotionalen Investitionen eine Abkehr von der Rückkehrabsicht, wirkte also remigrationsfördernd. So wurde denn das Haus oft auch als ein Motiv für die Remigration genannt: Endlich sollte das in langen Jahren harter Arbeit Erschaffene genutzt werden können.

---

<sup>55</sup> Richter (2004: 271-272) bezeichnet das Familiengrab, respektive dessen Sanierung, als ein dem Hausbau vergleichbares Migrationsziel und Symbol sozialen Prestiges.



Hieraus wird bereits ersichtlich, dass das Haus, wie schon ausgeführt, weit mehr als eine physische Unterkunft darstellt. Ich sehe im während der Migration errichteten Haus vielmehr ein symbolisches Feld, in dem sich die Beziehungen und Auseinandersetzungen zwischen der migrierten Familie, der Herkunftsgesellschaft und der ethnischen Gruppe im Aufnahmeland abspielen und verkörpern: Wenn wir davon ausgehen, dass mit der Auswanderung die Möglichkeit zur sozialen Mobilität verbunden wird, so wird mit dem Haus der erlangte soziale Status zum Ausdruck gebracht, mittels dem die positive Sanktionierung der Emigration durch die Herkunftsgesellschaft verfolgt wird. Das Haus ist gleichzeitig die Materialisierung der Rückkehrabsicht, die auf diese Weise auch während der Abwesenheit der migrierten Familie für die Herkunftsgemeinschaft sichtbar bleibt (Frigerio und Merhar 2004: 360). In diesen beiden Elementen sehe ich eine Art Pfand an die Herkunftsgemeinschaft im Austausch gegen die positive Sanktionierung der Emigration und das Versprechen der Wiederaufnahme in die Gemeinschaft nach der Rückkehr.

Verschiedentlich haben meine InterviewpartnerInnen den Hausbau mit ihrem Wunsch, etwas Eigenes zu haben, erklärt. So wird mit dem eigenen Haus – darauf habe ich bereits im Fall von Eduardo hingewiesen – angesichts der Unsicherheit der Migration die Idee eines Zufluchtsorts verbunden.

Schliesslich verstehe ich das Bedürfnis, ein eigenes Haus zu besitzen, auch als Produkt der Einbindung in die ethnische Gruppe im Aufnahmeland. Alle meine InterviewpartnerInnen frequentierten in der Schweiz mehr oder weniger regelmässig eine galicische Vereinigung, die meisten waren sogar stark engagiert in einem galicischen Zentrum. Richters (2004: 272) Aussage, dass sich das soziale Leben der in der Deutschschweiz lebenden galicischen MigrantInnen hauptsächlich in der Familie und in der galicisch- und/oder spanischsprechenden Gemeinschaft abspiele, trifft auf die meisten meiner GesprächspartnerInnen sicher zu. Der Einfluss dieser Einbindung auf die Rückkehrorientierung ist daher nicht zu unterschätzen. Mihciyazgan (1991: 269-270) beschreibt die Rede von der Rückkehr als Muster<sup>56</sup> in der Alltagskommunikation türkischer MigrantInnen in Deutschland. Die Anwendung dieses Musters und die Bekundung der Rückkehrabsicht, die noch nichts über die tatsächliche Umsetzung der Remigration aussagt, sind eine Loyalitätsbekundung zur eigenen Gruppe mit dem Ziel der Anerkennung durch und Aufnahme in dieselbe (Mihciyazgan 1991: 269-270). Das Befolgen der kommunikativen Regeln innerhalb der ethnischen Gruppe, zu deren Elementen die Bekundung des Remigrationswillens gehört, dient der persönlichen und kollektiven Identitätsbildung und -stabilisierung (Mihciyazgan 1991: 270-273; Steinhilber 1994: 38). Durch den Hausbau wird die Rückkehrabsicht also nicht nur gegenüber der Herkunftsgesellschaft, sondern auch gegenüber der ethnischen Gruppe im Aufnahmeland und der Aufnahmegesellschaft

---

<sup>56</sup> Unter Muster versteht Mihciyazgan (1991: 269-270) die gesamte Breite jener Ausdrücke, die für ein Individuum, eine Gruppe oder eine ganze Kultur als selbstverständliche Schablone Bedeutung haben.

rückbestätigt. Der eingangs erwähnte tripartite Migrationskontrakt findet hier seinen materiellen Ausdruck.

### 4.2.3 Die Wiederbelebung der Vergangenheit

Eine ähnliche Funktion wie der Hausbau haben die Besuchsreisen in die Heimat. Alle meine GesprächspartnerInnen verbrachten mindestens einmal jährlich Ferien in ihrem Herkunftsort. Allerdings bemerkten die meisten hierzu, dass diese Aufenthalte kaum als Ferien bezeichnet werden konnten, weil sie dazu genutzt wurden, um am Haus zu arbeiten und den Eltern bei der Feldarbeit zu helfen. Ich greife hier auf die Erzählung von Gabriela und Gonzalo zurück, um mit ihrer Ausnahme die Regel zu bestätigen:

Sie beschrieben, wie sie jeweils Tage brauchten, um von der Schweiz nach Galicien zu reisen, weil sie unterwegs immer wieder Halt machten. Wenn sie schliesslich ankamen, hätten ihre Familienangehörigen gefragt, warum sie erst so spät kämen, alle anderen MigrantInnen aus der Schweiz seien schon längst da. Während sie in ihren Ferien viel ausgegangen seien und ausgeschlafen hätten, habe man die Bekannten aus der Schweiz bei der Feldarbeit mit ihren Eltern gesehen. Laut Gabriela seien die anderen MigrantInnen während ihren Besuchsreisen nie ausgegangen, „porque claro, si uno sale, el dinero se va“.

Die Beteiligung an der Feldarbeit während den Ferien in Galicien, sehe ich in Zusammenhang mit dem im Fall von Celia erläuterten *worker-peasant-pattern*. Die MigrantInnen machen damit deutlich, dass die Verhaltensmuster der Herkunftsgemeinschaft für sie weiterhin Gültigkeit haben, und dass sie nach wie vor Teil dieser Gemeinschaft sind und sein wollen. Ihr Ferienaufenthalt, während dem am dörflichen und familiären Leben teilgenommen wird, dient gegenüber der Herkunftsgesellschaft und sich selbst zur Vergewisserung der weiter bestehenden Heimatorientierung. Mit der alljährlichen physischen Präsenz in Galicien wird der Remigrationswillen zum Ausdruck gebracht.

Der Heimaturlaub wird selbstverständlich auch dazu genutzt, die in Galicien bestehenden sozialen Netze wieder zu beleben und schliesslich auch dazu, die eigene Existenz in Erinnerung zu rufen und nicht vergessen zu werden.

Ein galicischer Freund von mir, dessen Eltern seit über dreissig Jahren in England leben, beschrieb deren alljährliche Besuche folgendermassen:

„Cuando vienen de vacaciones, existe en el aire una especie de ficción de parecer que no se han ido, de que siguen presentes.“

In den Worten meines Freundes kommt sehr schön zum Ausdruck, dass die Besuchsreisen auch für die Herkunftsgemeinschaft ein Zeichen für die Aufrechterhaltung der Zugehörigkeit der MigrantInnen zu ihrem Herkunftsort darstellt. Die regelmässigen Besuchsreisen sind so gesehen eine Wiederbelebung der Vergangenheit und gleichzeitig Vorbereitung auf die Zukunft nach der Remigration.

#### 4.2.4 Migration als Parenthese

Die rückkehrorientierte Migration beinhaltet also beide zeitlichen Komponenten –die Vergangenheits- wie auch die Zukunftsbezogenheit. Dies führt Dietzel-Papakyriakou (1993: 82; 135-136) zur Aussage, der Migrationsaufenthalt werde von den MigrantInnen als Provisorium wahrgenommen. Der Begriff des Provisoriums beinhaltet aber die Konnotation von Passivität und Willenlosigkeit – des Vakuums. Dieser Begriff wird der Zielgerichtetheit der Migration deshalb kaum gerecht. Ich ziehe es vor, bezüglich der zeitlichen Wahrnehmung des Migrationsaufenthaltes von einer Parenthese zu sprechen. Dies alleine schon aufgrund der Tatsache, dass die porträtierten MigrantInnen ihr Leben in der Schweiz, nach eigenen Aussagen, nicht als Provisorium wahrgenommen haben. Mit dem Begriff der Parenthese will ich zum Ausdruck bringen, dass die Migration als zeitliche Klammer verstanden wird, die bewusst und aktiv zur Erreichung eines Ziels in der Zukunft genutzt wird. Diesbezüglich ist interessant, dass meine InterviewpartnerInnen auf die Frage nach ihren Zukunftswünschen und -projekten kaum konkrete Antworten geben konnten. Die meisten sagten, sie wünschten sich Gesundheit und die Möglichkeit, ihr Leben wie bisher weiterzuführen. Niemand sprach ohne Aufforderung meinerseits über die Zukunft. Obwohl die Mehrheit der porträtierten Personen zwischen fünfzig und sechzig Jahren alt ist, bemerkten einige von ihnen, dass sie nicht mehr viel zu erwarten hätten. Offenbar hob sich mit der Realisierung des Zukunftsprojekts „Rückkehr“ auch die Zukunftsgerichtetheit auf, und ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass damit in einigen Fällen auch eine gewisse Perspektivlosigkeit Einzug hielt.

In der neueren Remigrationsforschung herrscht Einigkeit darüber, dass der zukunftsgerichtete Charakter der Rückkehrorientierung der Bewältigung der widrigen Umstände in der Migrationsgegenwart diene.<sup>57</sup> Zugunsten einer besseren Zukunft wird während der Migration Befriedigungsaufschub geübt. Dieses Muster habe ich in den Fallanalysen bereits mehrmals erläutert.<sup>58</sup> Die Rückkehrorientierung leistet sicherlich dem befriedigungsaufschiebenden Verhalten Vorschub, und dies wiederum verhindert eine höhere Lebensqualität am Lebensort. Die rückkehrorientierte Migration ist aber an klare Ziele gebunden, deren Erfüllung den geleisteten Befriedigungsverzicht belohnt. Ich verstehe die Rückkehrorientierung und den damit verbundenen Befriedigungsaufschub deshalb weniger als Reaktion auf ungünstige Bedingungen zur Bewältigung des Migrationsalltags, denn als bewusstes Element der Migrationsentscheidung überhaupt.

Richter (2004: 281) spricht bezüglich der Rückkehrorientierung galicischer ArbeitsmigrantInnen in der Schweiz von einer *social bracket*:

„[...] the temporary nature of migration Galicians always insist on creates a situation of a social

---

<sup>57</sup> Siehe Dietzel-Papakyriakou 1993; Jiménez Laux 2001; Kontos 2000; Steinhilber 1994; Wolbert 1995.

<sup>58</sup> Siehe Fallanalysen von Beatriz und Bieito, Celia und Carlos, Dolores und Daniel.

bracket in Switzerland. [...] Such a bracket blurs social rules and norms and creates a space where the dominant rule is to maximize income and earnings in order to return soon to Galicia.”

Nur die Schaffung eines Lebenskontextes, in dem bisherige Normen, Regeln und Bedürfnisse ausser Kraft gesetzt wurden, erlaubte es den MigrantInnen sich über Jahre hinweg in Befriedigungsaufschub zu üben und ihre Lebensgestaltung der Maxime der Einkommensvermehrung und des Sparens in Hinblick auf das Leben nach der Remigration zu unterwerfen. Dieses Verhalten lediglich als Produkt und Bewältigungsstrategie des schwierigen Migrationsalltags darzustellen – wie dies insbesondere von Dietzel-Papakyriakou (1993) und Wolbert (1990; 1995) getan wird – reduziert die MigrantInnen auf die Rolle von Opfern ihrer eigenen Entscheidungen. Bei meinen InterviewpartnerInnen war die Remigrationsabsicht Teil ihrer Migrationsentscheidung, die sie im Bewusstsein um und in der Bereitschaft zu einem harten Leben als ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz trafen. Damit will ich allerdings nicht in Abrede stellen, dass die Rückkehrorientierung möglicherweise durch die in der Schweiz vorgefundenen Arbeitsbedingungen und die soziale Marginalität verstärkt wurde, und dass dies wiederum die Bereitschaft zum Befriedigungsaufschub erhöhte, um möglichst schnell die gesteckten Ziele zu erlangen und zu remigrieren. Migrationserleben, Rückkehrorientierung und Befriedigungsaufschub stehen auf jeden Fall in einem wechselseitig wirkenden Zusammenhang.

#### **4.2.5 Family business**

Ein Element des befriedigungsaufschiebenden Verhaltens ist die Bereitschaft zur Trennung von den Kindern. Alle meine InterviewpartnerInnen, einmal mehr mit Ausnahme von Gabriela und Gonzalo, liessen ihre Kinder zumindest vorübergehend durch die Grosseltern in Galicien betreuen, dies mit der Idee, schon nach einigen Jahren in der Schweiz wieder nach Hause zurückzukehren. Allerdings holten alleine Antía und Anxo ihre beiden Kinder nach, als sich abzeichnete, dass sich der Migrationsaufenthalt noch weiter verlängern würde. Felisa und Fermín wiederum liessen ihre Kinder in der Obhut von Felisas Eltern, als diese aus der Schweiz nach Galicien zurückkehrten. Die anderen Paare holten ihre Kinder erst nach deren Schulabschluss in Spanien in die Schweiz nach. Bei Dolores und Daniel stellt sich die Lage etwas anders dar, weil sie erst dreieinhalb Jahre nach der Auswanderung von Dolores den Anspruch auf Familiennachzug geltend machen konnten und zu diesem Zeitpunkt ihre Kinder die Schule bereits abgeschlossen hatten.

Ich halte es nicht für übertrieben, bei meinen GesprächspartnerInnen, im Speziellen bei den Frauen, von einem Trauma durch die Trennung von den Kindern zu sprechen. Ich bin in den Fällen von Beatríz und Elena bereits auf diese traumatische Erfahrung eingegangen. Die Trennung von den Kindern wurde aber von allen Müttern als entsetzlich hart beschrieben und stellte – ausser bei Celia – ein wichtiges Element ihrer biografischen Erzählung dar. Heute bereuen sie ausnahmslos das Zurücklassen ihrer Kinder.

Der Zusammenhang zwischen Migration und Familie ist äusserst komplex und vielschichtig. Einerseits stellt die Familiengründung einen der wichtigsten Faktoren in der sozialen Karriere

galicischer ArbeitsmigrantInnen dar (Richter 2004: 271), andererseits scheinen Migration und Familienleben für die Mehrheit meiner InterviewpartnerInnen unvereinbar gewesen zu sein. Diese Unvereinbarkeit war denn auch ein zentrales Motiv in ihren Biografien. In Kenntnis von Bieitos Lebenslauf führt uns seine nachfolgende Erklärung die paradoxe Situation vieler ArbeitsmigrantInnen schmerzlich vor Augen:

„Hay que trabajar, hay que trabajar para tener una familia, buscar la forma para tener una familia, tener un hogar, tener algo para mañana porque no siempre somos jóvenes. Entonces tu tienes que buscar un hogar para vivir felizmente, felices y tranquilos y estar con tu familia.“

Bieito legitimiert seine Auswanderung – und damit implizit die familiäre Zerrissenheit – eben gerade mit der Familiengründung und mit dem Wohl der Familie, für das er die Strapazen der Migration auf sich nahm. Das Haus, für dessen Bau auf ein Zusammenleben mit den Kindern verzichtet wurde, wird in dieser Situation paradoxerweise zum Symbol der familiären Einheit (Frigerio und Merhar 2004: 360).

Ausser bei Beatríz und Bieito sowie Elena und Eduardo, bei denen sich die Grosseltern väterlicherseits um den Nachwuchs kümmerten, wurden die Kinder in Galicien durch die Grosseltern mütterlicherseits betreut. Die beiden Ausnahmen lassen sich darauf zurückführen, dass die Mütter von Beatríz und Elena bereits gestorben waren.

Jene InterviewpartnerInnen, die ihre Kinder in Galicien durch die Grosseltern mütterlicherseits versorgen liessen, sind seit der Remigration für die Betreuung Letzterer verantwortlich. Dolores und Daniel bilden hier eine Ausnahme, da die Eltern von Dolores schon vor langer Zeit verstorben sind. Interessanterweise sind Elena und Eduardo, die ihre Tochter durch die Eltern von Eduardo betreuen liessen, heute nicht für die Altenbetreuung zuständig. Ein Bruder von Eduardo kümmert sich um die Mutter. Der Vater ist schon vor einigen Jahren verstorben. Auch bei Bieito war ein Bruder mit der Pflege der Eltern bis zu deren Tod betraut. Und Gabriela und Gonzalo, welche ihre Töchter nie in Galicien zurückliessen, sind heute nicht für die Betreuung ihrer alten Eltern verantwortlich. Sie sind auch die einzigen, die weder mit ihren Eltern zusammen wohnen, noch in deren Nähe ein Haus gebaut haben.

Es lassen sich also ein direkter Zusammenhang zwischen der Kinder- und der Altenbetreuung, sowie eine klare matrilineare Tendenz erkennen. Die Transferierung der Kinderbetreuung an die Grosseltern geschieht über die Matriline und war für die MigrantInnen an die Verpflichtung der späteren Betreuung ihrer Eltern gekoppelt. Ich habe diese Zusammenhänge anhand des Beispiels von Celia und Carlos als *family business* bezeichnet. Mit diesem Konzept beschreibe ich den reziproken Austausch familiärer Versorgungsleistungen, der für die Familien meiner InterviewpartnerInnen prägend war.

#### 4.2.6 Rückkehrplanung und Familie

Die Kinder und deren Betreuung hatten neben dem Hausbau den grössten Einfluss auf den Migrationsverlauf der porträtierten RemigrantInnen. Nach dem Schulabschluss der Kinder in Galicien entschlossen sich die Familien zum Kindernachzug in die Schweiz, weil eine Remigration als nicht opportun betrachtet wurde. In einigen Fällen war die finanzielle Belastung durch den Hausbau zu gross, um eine Rückkehr, mit der Aussicht auf einen schwierigen Zugang zum galicischen Arbeitsmarkt, zu riskieren. Deshalb und wegen der mangelnden sozialen Akzeptanz der Wiederaufnahme einer Lohnarbeit<sup>59</sup> trafen die meisten den Entschluss, erst kurz vor oder zum Zeitpunkt des Eintritts ins Rentenalter nach Galicien zurückzukehren. Antía und Anxo sowie Gabriela und Gonzalo bilden hier eine Ausnahme, da sie bei der Remigration erst um die fünfzig Jahre alt waren. Allerdings hatte auch Anxo den Wunsch gehegt, bis zur Pensionierung in der Schweiz zu bleiben. Und Gabriela und Gonzalo hatten gar nicht geplant zurückzuwandern. Bei beiden Paaren hatte die Remigration ihrer Kinder entscheidenden Einfluss auf den eigenen Rückkehrentschluss.

Bei allen InterviewpartnerInnen spielten die Kinder eine zentrale Rolle für die zeitliche Spannweite des Rückkehrgedankens. Der Zeitpunkt der Remigration wurde an die Dauer ihrer Berufsausbildung in der Schweiz, ihre beruflichen Möglichkeiten in der Schweiz oder die Gründung ihrer eigenen Familien geknüpft. Dies ging so weit, dass der Remigrationsentscheid meist direkt oder indirekt durch die Kinder getroffen oder zumindest beeinflusst wurde. Am deutlichsten war dies der Fall bei Gabriela und Gonzalo, deren Töchter – obwohl in der Schweiz aufgewachsen – sich zur Remigration entschlossen und damit die Rückkehr ihrer Eltern ausgelöst haben. Zwar gab meist ein ganzes Bündel von Motiven den Ausschlag zur Rückkehr und nicht alleine die bereits erfolgte Remigration der Kinder. Als weitere Motive wurden die bevorstehende Pensionierung, gesundheitliche Beschwerden, die Betreuung der Eltern, Migrationsmüdigkeit und im Fall von Eduardo die Arbeitslosigkeit in der Schweiz genannt. Trotzdem kann gesagt werden, dass die Jugendlichen oder jungen Erwachsenen häufig die lebensentscheidenden Daten für ihre Eltern gesetzt haben (Frigerio und Merhar 2004: 364).

#### 4.2.7 Produktive Autonomie

„[...] la familia y sus tierras, la *Weltanschauung* de la casa, es el principio organizador más fértil de la historia galaica.“

Das Zitat von Lisón Tolosana (2004: 324) macht nicht nur den bereits mehrfach erwähnten inneren Zusammenhang zwischen Familie und Haus deutlich, sondern unterstreicht auch die Bedeutung des Landbesitzes: Die Familie und ihr Landbesitz bilden zusammen eine casa.

Tatsächlich stellt für die porträtierten RemigrantInnen das Haus immer auch Landbesitz und

---

<sup>59</sup> Siehe hierzu das Fallbeispiel von Fermín.

damit die Grundlage für die Subsistenzlandwirtschaft dar, welche alle von mir interviewten Paare in kleinerem oder grösserem Rahmen betreiben. Der Landbesitz und dessen landwirtschaftliche Nutzung bietet den RemigrantInnen die Möglichkeit zur (teilweisen) produktiven Autonomie, die ich in der Fallanalyse von Celia und Carlos beschrieben habe. Die produktive Autonomie im Sinne von Lohnunabhängigkeit und/oder selbständiger Arbeit ohne Patron war für alle GesprächspartnerInnen ein Rückkehrziel. Ich verweise hier auf den Fall von Dolores und Daniel, deren Verhältnis zum Arbeitgeber ich als Patron-Klientel-Beziehung bezeichnet habe. Ähnliche Elemente des Austauschs von harter Arbeit gegen Sicherheit und Wertschätzung wiesen aber alle Erzählungen auf. Die Remigration, in Kombination mit dem Eintritt in den Ruhestand oder der Aufnahme einer selbständigen Erwerbstätigkeit, wie im Fall von Anxo, bedeutete deshalb die Befreiung aus solch hierarchischen Arbeitsverhältnissen. Auch aus diesem Grund stösst die Aufnahme einer nicht-selbständigen Erwerbstätigkeit nach der Remigration, wie ich sie bei Fermín beschrieben habe, auf Unverständnis und Skepsis.

Schliesslich ist die Land- und Gartenarbeit für die RemigrantInnen auch ein Hobby, ein Mittel gegen die Langeweile. So sagten meine InterviewpartnerInnen, sie hätten ein Stück Land oder hielten einige Tiere, „para pasar el rato“. Auf diese Weise funktioniert die Subsistenzlandwirtschaft als Strategie zur Bewältigung der Remigration, welche den plötzlichen Eintritt in den Ruhestand mit sich brachte. Mehrere GesprächspartnerInnen verglichen ihre Situation mit der von RemigrantInnen in der Stadt, denen es an Beschäftigung fehlen würde, sie hingegen seien immer aktiv.

#### **4.2.8 Das Dazwischen**

In der Interviewanalyse von Fermín wurde ersichtlich, dass der Übergang vom Arbeitsmigrant zum zurückgekehrten Rentner keinesfalls reibungslos verlaufen muss. Es scheint mir diesbezüglich angebracht, auf das von Wolbert eingebrachte Konzept der Remigration als Statuspassage, auf das ich im Fall von Gonzalo kurz eingegangen bin, noch einmal aufzunehmen. Weil Wolbert (1990) meines Erachtens das Konzept der Statuspassage überdehnt, in dem sie die Remigration als quasi-rituellen transformativen Prozess in einem sozialen Drama im Sinne Turners darzustellen und dabei die Remigration als Reaktion auf eine Krise beschreibt, möchte ich ihre Theorie lediglich als Ausgangspunkt nutzen, mich aber nicht auf ihre Ausführungen stützen.

Die Remigration beinhaltet verschiedene Statuspassagen: Die offensichtlichste Veränderung ist die räumliche – von der Schweiz nach Galicien und in den meisten Fällen von der Stadt aufs Land; auf sozialer Ebene werden die ArbeitsmigrantInnen neu RückkehrerInnen (im Ruhestand), der Arbeiter wird selbständiger Unternehmer, Bauer und/oder Rentner, die Arbeiterin wird Hausfrau, Bäuerin und/oder Rentnerin. War in der Schweiz kaum ein familiäres Leben möglich und konzentrierten sich die Sozialkontakte auf die ethnische Gruppe, wird das Sozialleben neu durch die familiären Netze definiert – dies beinhaltet in vielen Fällen auch die Betreuung der Enkelkinder und der alten Eltern, gleichzeitig wird der Wiederbelebung oder dem Aufbau von Freundschaften kaum Beachtung geschenkt. Und schliesslich wird mit

der Remigration auch der Übergang aus der Unter- in die Mittelschicht vollzogen. Es handelt sich bei der Remigration deshalb nicht nur um den Umzug von einem ins andere Land, sondern um eine Wanderung zwischen Existenzweisen, die als Statuspassage bezeichnet werden kann. Meine InterviewpartnerInnen bekleiden seit ihrer Remigration einen vollkommen neuen sozialen Status.

Bei der Beschreibung von Schwierigkeiten im Reintegrationsprozess in Galicien nannten meine InterviewpartnerInnen fast ausnahmslos dieselbe zeitliche Angabe: Zwei Jahre habe es gedauert, bis sie sich wieder etwas eingelebt hätten. Ich möchte hier auf van Genneps drei Phasen der Übergangsriten zurückzugreifen, um den Remigrationsprozess als Statuspassage zu gliedern: In der *Trennungsphase* wird die frühere Rolle als ArbeitsmigrantIn in der Schweiz abgelegt; in der *Schwellenphase* bleiben die RemigrantInnen von ihrer sozialen Umgebung weitgehend isoliert, die Annahme der neuen gesellschaftlichen Rolle ist noch nicht erfolgt; in der *Eingliederungsphase* erfolgt schliesslich die Reintegration in die Herkunftsgesellschaft, in der das Individuum, versehen mit neuen Rechten und Pflichten, eine neue Position in der Gesellschaft wahrnimmt.<sup>60</sup>

Meine InterviewpartnerInnen haben mit Ausnahme von Gabriela und Gonzalo mit der Remigration einen definitiven Bruch mit ihrem Leben in der Schweiz vollzogen: So haben nur die wenigsten seit der Rückkehr eine Besuchsreise in die Schweiz unternommen und die in der Schweiz hergestellten Sozialkontakte wurden nach der Rückkehr kaum aufrechterhalten. In den Erzählungen meiner GesprächspartnerInnen wird fühlbar, dass sie klar zwischen ihrem Leben vor der Rückkehr, und dem Leben nach der Rückkehr unterscheiden, und dass diese beiden weder räumlich noch zeitlich kaum miteinander zu verbinden sind.<sup>61</sup>

Meine InterviewpartnerInnen erleben die Schwellenphase kaum bewusst, sondern versuchen den direkten Sprung von einem Status in den anderen. Während in der Migration durch die starke Einbindung in die ethnische Gruppe in Form von galicischen Vereinigungen ein Raum geschaffen wird, in den der Herkunftskontext integriert werden kann, existiert umgekehrt für RemigrantInnen in Galicien nichts dergleichen. Einzig bei Gabriela und Gonzalo wird der Versuch deutlich, sich ein Dazwischen zu schaffen, das es ihnen erlaubt, das Vor und Nach der Rückkehr miteinander zu verbinden. Auch bei Eduardo beschrieb ich den Versuch, seinen Bezug zur Schweiz aufrecht zu erhalten, um persönliche Kontinuität zu schaffen. Allerdings handelt es sich bei Eduardo – im Gegensatz zu Gabriela und Gonzalo – um eine Strategie zur Bewältigung der als Krise erlebten Remigration.

Ob eine verstärkte, bewusstere und sichtbare Wahrnehmung der Remigration als Schwellen-

---

<sup>60</sup> Siehe van Gennep, Arnold 1999 (1986): Übergangsriten. Frankfurt a.M./New York: Campus. 21. (Original: Les rites de passage, 1909).

<sup>61</sup> Diese Trennung wird auch sprachlich zum Ausdruck gebracht. So war etwa auffällig, dass meine InterviewpartnerInnen stets von hier und dort (*aquí* und *allí*) sprachen und die Schweiz oder ihren Wohnort in der Schweiz selten namentlich erwähnten.



zustand, die Schaffung des Dazwischens als allgemein akzeptierte soziale Kategorie, die positive Bewältigung der Rückwanderung erleichtern würde, kann auf der Grundlage meiner Daten nicht abschliessend beantwortet werden. Ich komme aber zum Schluss, dass für meine InterviewpartnerInnen Wahrnehmung und Umsetzung der Remigration sozial normiert waren und ihnen wenig Raum zur Kreativität im Umgang mit der eigenen Rückkehr blieb.

## 5 Schlusswort

„La gente de esta tierra [...] jamás olvida el camino de regreso.“

Die Worte des Steuermanns der *Pinta*, der ersten von Kolumbus' Karavellen, die nach dessen ersten Reise nach Amerika im galicischen Bayona wieder Festland erreichte, sollte sich für eine Vielzahl seiner Landsleute als Prophezeiung erweisen. Antía und Anxo, Beatríz und Bieito, Celia und Carlos, Dolores und Daniel, Elena und Eduardo, Felisa und Fermín und Gabriela und Gonzalo haben den Weg zurück nicht vergessen.

Die Erzählungen dieser sieben Paare waren die Grundlage, um mich aus biografischer Perspektive dem Remigrationsprozess ehemaliger GastarbeiterInnen zu nähern. Ich komme abschliessend auf die wichtigsten Punkte der in meiner Forschungsfrage erläuterten drei Phasen des Remigrationsprozesses – Rückkehrorientierung, Remigration und Remigrationsbewältigung – zurück.

Die Rückkehrorientierung war, ausser bei Gabriela und Gonzalo, bei allen InterviewpartnerInnen stark ausgeprägt und hatte bestimmenden Einfluss auf ihre Lebensgestaltung in der Schweiz. Die Rückkehrorientierung führte zu einem befriedigungsaufschiebenden Verhalten, das die Verbesserung der Lebenssituation in der Schweiz erschwerte.

Die Mehrheit meiner GesprächspartnerInnen stellte die Rückkehrabsicht nie in Frage. In Zusammenhang mit finanziellen und familiären Verpflichtungen wurde aber wiederholt eine Anpassung der zeitlichen Spannweite der Rückkehrabsicht vorgenommen. Die rückkehrorientierte Migration brachte also eine Flexibilisierung der Lebensplanung mit sich. Mit der Transferierung der Kinderbetreuung an die Grosseltern in Galicien, dem Hausbau und den regelmässigen Heimatbesuchen wurde die Rückkehrorientierung stets rückbestätigt, und es entstanden remigrationsfördernde Bindungen und Verpflichtungen.

Beim Entschluss zur Remigration gaben in den meisten Fällen familiäre Motive (Remigration der Kinder, Betreuung der Eltern) den Ausschlag, auch wenn finanzielle und versicherungstechnische Gründe ebenfalls mitspielten.

Meine InterviewpartnerInnen, die teilweise mehr als die Hälfte ihres Lebens im Ausland verbracht haben, waren sich bewusst, dass sie selbst und Galicien sich in dieser Zeit grundlegend verändert hatten. Trotzdem hatten sie den Anspruch an sich, den direkten Sprung von der Existenz als ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz zur Existenz als RemigrantInnen in Galicien vollziehen zu können. Dass mit der Remigration ein Bruch mit dem Leben in der

Schweiz vollzogen wurde, wird auch daran sichtbar, dass die Sozialkontakte in der Schweiz kaum aufrechterhalten wurden, diese hatten vor allem instrumentellen Charakter als Familienersatz. In Galicien konzentrieren sich die Sozialbeziehungen der RemigrantInnen auf ihre familiären Netze. Von einigen InterviewpartnerInnen wurde aber die mangelhafte soziale Einbindung bedauert.

Auch wenn in einigen Fällen nach der Remigration wieder eine Erwerbstätigkeit aufgenommen wurde, verbanden doch alle meine InterviewpartnerInnen die Idee der Rückkehr mit dem Ruhestand. Vereinfacht kann gesagt werden, dass meine GesprächspartnerInnen Cerases Typs des „return of retirement“<sup>62</sup> entsprechen: Die MigrantInnen kehren in ihren Herkunftsort zurück, um dort ihren Lebensabend zu verbringen. Es ist daher nicht zufällig, dass ich in Anlehnung an Grinberg und Grinberg (1990: 146) die Remigration vereinzelt als Präludium des Todes beschrieben habe. Obwohl einige meiner InterviewpartnerInnen noch nicht einmal das Pensionsalter erreicht haben, beinhaltete die Remigration – als Übergang in den Ruhestand – den Eintritt ins Alter und letztlich das Warten auf den Tod. Die Suche nach Beschäftigung, meist in der Garten- und Landarbeit, vereinzelt in der Wiederaufnahme einer Erwerbstätigkeit, kann als Strategie zur Bewältigung des plötzlichen Ruhestands verstanden werden.

Ich habe in vorliegender Arbeit die Remigration in der Logik individueller Biografien beschrieben und erklärt. Dabei habe ich darauf geachtet, das subjektive Erleben der interviewten Personen ins Zentrum meiner Forschung zu stellen, und die MigrantInnen nicht auf ihre MigrantInnenexistenz zu reduzieren. Mit dieser Herangehensweise war auch die Hoffnung verbunden, die individuelle Kreativität in der Ausgestaltung der Remigration beschreiben zu können. Ich musste jedoch feststellen, dass der individuelle Handlungsspielraum meiner InterviewpartnerInnen in Bezug auf die Rückkehr begrenzt war. Die jahrhundertelange Tradition der Migration generierte in Galicien klare gesellschaftliche Vorstellungen davon, wie eine Migration – insbesondere bei langjährigen „GastarbeiterInnen“ – zu verlaufen habe. Die Rückkehr stellt ein grundlegendes Element der gesellschaftlich vorstrukturierten Normalbiografie eines Migranten oder einer Migrantin dar. Als wichtigste Stationen einer solchen Normalbiografie sind meines Erachtens folgende zu nennen: Die Auswanderung erfolgt kurz vor oder kurz nach der Familiengründung; die Kinderbetreuung wird an Familienangehörige in Galicien transferiert; im Herkunftsort oder in der Nähe davon wird ein Haus gebaut; mindestens einmal jährlich wird ein Heimatbesuch realisiert; die Remigration erfolgt kurz vor oder zum Zeitpunkt der Pensionierung; nach der Remigration wird wieder Subsistenzlandwirtschaft betrieben und es wird keine nicht-selbständige Erwerbstätigkeit aufgenommen.

Die Rückkehr und ihre Ausgestaltung sind Teil eines gesellschaftlichen Diskurses über Migration, und ich komme zum Schluss, dass die Remigration für die von mir porträtierten Personen eine soziale Norm darstellte, welche strukturierend auf ihren Lebenslauf wirkte. Eine Ab-

---

<sup>62</sup> Vgl. Ausführungen in Kapitel 2.1.1.

kehr vom Rückkehrgedanken hätte einen Bruch in der Biografie bedeutet. Dies erklärt, warum ich in meiner Datenanalyse die Rückwanderung häufig als biografische Notwendigkeit beschrieben habe.

Dies kann natürlich nicht heissen, dass keine Alternativen zur Remigration bestehen – dies wird schon an der Tatsache deutlich, dass viele ältere ehemalige GastarbeiterInnen beschliessen, ihren Lebensabend in der Schweiz zu verbringen. Erst mit einer vergleichenden Studie, in die auch in der Schweiz niedergelassene ältere galicische MigrantInnen mit einbezogen werden, könnte deshalb das Phänomen der rückkehrorientierten Migration als Ganzes betrachtet und analysiert werden.

Mit dieser Arbeit ist auch der Wunsch und die Hoffnung verbunden, einen Ausgangspunkt für weiterführende Forschung zu bilden, welche die individuellen Lebenswelten der RückkehrerInnen in einen grösseren gesellschaftlichen Kontext in Galicien zu stellen vermag: Wie funktioniert eine Gesellschaft, deren Mitglieder Migration als eine allgemein gültige Alternative wahrnehmen? Wie sieht die soziale Realität aus, wenn über Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte, beachtenswerte Teile der Gesellschaft abwesend sind? Und welche Rolle können Rückkehrende in einer Gesellschaft wahrnehmen, an der sie während Jahren nur bruchstückhaft teilhatten?

Auch mit dem Ende der transatlantischen und europäischen Massenauswanderung haben diese Fragen keineswegs an Relevanz verloren. Die galicische Tradition der Migration ist ungebrochen, nur die Emigrationsziele haben sich verschoben: Heute suchen GalicierInnen ihr Glück auf den kanarischen Inseln und in den spanischen Metropolen.

## Bibliografie

- Alheit, Peter, Bettina Dausien et al. 1992: Biographische Konstruktionen – Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte der Forschungsschwerpunkts „Arbeit und Bildung“, Bd. 19. Bremen: Universität Bremen.
- Bolzman, Claudio, Rosita Fibbi et Marie Vial 1993: Les immigrés face à la retraite: rester ou retourner? *Revue suisse d'Economie politique et de Statistique*, 129 (3). 371-384.
- Bolzman, Claudio, Rosita Fibbi et Marie Vial 1996: La population âgée immigré face à la retraite: problème social et problématique de recherche. In: Wicker, Hans-Rudolf; Alber, Jean-Luc et al. (Hg.): Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. Zürich: Seismo. 123-142.
- Bolzman, Claudio, Rosita Fibbi et Marie Vial 1997: Espagnols et Italiens proches de la retraite: structure et fonctionnement de réseau familial. In: Bédary, P.; Bolzman, Claudio (Hg.): On est né quelque part, mais on peut vivre ailleurs: Familles, migrations, cultures, travail social. Genf: Editions IES. 159-183.
- Bolzman, Claudio, Rosita Fibbi und Marie Vial 1999: Alter und Migration. Europäische Projekte mit älteren Migranten und Migrantinnen. In: Pro Senectute Schweiz (Hg.): Fachpublikation Nr. 4. Zürich: Verlag Pro Senectute.
- Bolzman, Claudio, Rosita Fibbi et Marie Vial 2003: Secondas – Secondos. Le processus d'intégration des jeunes adultes issus de la migration espagnole et italienne en Suisse. Zürich: Seismo.
- Bouhier, Abel 1998: Lourdeurs du passé et mutations récentes: la situation actuelle de l'agriculture galicienne (1965-1996). *Annales de Géographie* 599. 33-58.
- Breitschmid, Sybille 2004: Il Ritorno – Zurück in die Zukunft. Remigrationsforschung am Beispiel italienischer ArbeitsmigrantInnen. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich.
- Brøgger, Jan and David D. Gilmore 1997: The Matrifocal Family in Iberia: Spain and Portugal Compared. *Ethnology* 36 (1). 13-30.
- Buechler, Hans Christian 1987: Spanish Galician Migration to Switzerland: Demographic Processes and Family Dynamics. In: Buechler Hans Christian, Judith-Maria Buechler (Hg.): Migrants in Europe. The Role of Family, Labor, and Politics. Westport, Connecticut: Greenwood Press. 221-264.
- Buechler, Hans C. 1991: El secreto de los Reyes Magos: Flexibilidad del empleo de los emigrantes gallegos en Suiza. In: Prat, J.; Contreras, J.; Moreno, Isidoro (eds.): Antropología de los pueblos de España. Madrid: Taurus Universitaria. 294-298.
- Bürkner, H.-J., W. Heller und J. Unrau 1988: Die erfolgreiche Rückkehr von Arbeitsmigranten – Mythos oder Wirklichkeit? *Die Erde* 119. 15-24.

- Chao, Ramón 1999: La pays du bout du monde. *Le Monde diplomatique*, Supplément: Galice, le renouveau, Novembre 1999 I. 1-3.
- Dausien, Bettina 1994: Biographieforschung als „Königinnenweg“? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung. In: Diezinger, Angelika; Kitzler, Hedwig et al. (Hg.): *Erfahrung mit Methode*. Freiburg im Breisgau: Kore. 129-153.
- Dausien, Bettina 2000: Migration – Biographie – Geschlecht. Zur Einführung in einen mehrwertigen Zusammenhang. In: Dausien, Bettina; Calloni, Marina; Friese, Marianne (Hg.): *Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung*. Bremen: Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 7. 9-24.
- Dietzel-Papakyriakou, Maria 1993: Altern in der Migration. Die Arbeitsmigranten vor dem Dilemma: zurückkehren oder bleiben? *Soziologische Gegenwartsfragen* Nr. 54. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Eidgenössische AusländerInnenkommission 1999: Die Integration der Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Fakten, Hintergrundbereiche, Postulate. In: [http://eka-cfe.ch/d/Doku/die\\_integration\\_der\\_migrantinnen\\_d.pdf](http://eka-cfe.ch/d/Doku/die_integration_der_migrantinnen_d.pdf), 20.10.2005.
- Ettema, Wim 1980: Spanish Galicia: A Case Study in Peripheral Integration. *Utrechtse geografische studies* 18. 55-160.
- Frigerio Martina, Marina und Susanne Merhar 2004: „... und es kamen Menschen“. Die Schweiz der Italiener. Zürich: Rotpunktverlag.
- Froschauer, Ulrike 2003: *Das qualitative Interview: zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme*. Wien: WUV.
- García-Ramón, María Dolores, Montserrat Vilarino et al. 1993: Farm Women, Gender Relations and Household Strategies on the Coast of Galicia. *Geoforum* 24 (1). 5-17.
- Ghosh, Bimal 2000: Introduction. In: Ghosh, Bimal (ed.): *Return Migration: Journey of hope or despair?* Genf: International Organization for Migration and the United Nations. 1-6.
- Gmelch, George 1980: Return Migration. *Annual Review of Anthropology* 9. 135-159.
- González Reboredo, Manuel Xosé 1997: Aproximación á identidade do emigrante galego. In: González Reboredo e Manuel Xosé (Coordinador): *Artesanía, Sociedade*. Tomo XXVI, Galicia Antropoloxía. A Coruña: Hércules de Ediciones. 493-521.
- Grinberg, León und Rebeca Grinberg 1990 (1984): *Psychoanalyse der Migration und des Exils*. München/Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse. (Original: *Psicoanálisis de la Migración y del Exilio*. Madrid: Alianza).

- Hämmig, Oliver und Jörg Stolz 2001: Strukturelle (Des-)Integration und Adaptionsformen bei der Zweiten Generation. In: Hoffmann-Nowotny (Hg.): Das Fremde in der Schweiz: Ergebnisse soziologischer Forschung. Zürich: Seismo. 163-207.
- Haug, Werner 1980: „...und es kamen Menschen“. Ausländerpolitik und Fremdarbeit in der Schweiz 1914 bis 1980. Basel: Z-Verlag.
- Hettlage-Varjas, Andrea und Robert Hettlage 1984: Kulturelle Zwischenwelten. Fremdarbeit – eine Ehtnie? *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 10 (2), 375-403.
- Hugi, Silvia 2002: Remigration nach Italien. Das Leben der Südtalienerin Maria. Bern: Sozi-othek.
- Jiménez Laux, Rosa 2000: Biographische Erfahrungen und Zukunftsperspektiven älterer spanischer Migrantinnen in Deutschland. In: Dausien, Bettina; Calloni, Marina; Friese, Marianne (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 7. 137-168.
- Jiménez Laux, Rosa 2001: Migration und Lebenszeit. Biographische Erfahrungen und Zukunftsperspektiven älterer spanischer Migrantinnen in Deutschland. Bremen: Werkstattberichte des Interuniversitären Netzwerkes Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 12.
- Juhasz, Anne und Eva Mey 2001: In: Hoffmann-Nowotny (Hg.): Das Fremde in der Schweiz: Ergebnisse soziologischer Forschung. Zürich: Seismo. 208-238.
- King, Russell 2000: Generalizations from the history of return migration. In: Ghosh, Bimal (ed.): Return Migration: Journey of hope or despair? Genf: International Organization for Migration and the United Nations. 7-55.
- Kontos, Maria 2000: Migration als Emanzipationsprojekt? Vergleiche im Generationen- und Geschlechterverhältnis. In: Dausien, Bettina; Calloni, Marina; Friese, Marianne (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 7. 169-199.
- Korte, Elke 1990: Die Rückkehrorientierung im Eingliederungsprozess der Migrantenfamilien. In: Esser, Harmut; Friedrichs, Jürgen (Hg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag. 207-259.
- Kuster, Jürg und Guido Cavelti 2003: Rekrutierung ausländischer Arbeitskräfte: Die Bedeutung ausländer- und asylrechtlicher Bestimmungen. In: Wicker, Hans-Rudolf; Fibbi, Rosita; Haug, Werner (Hg.): Migration und die Schweiz. Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms „Migration und interkulturelle Beziehungen“. Zürich: Seismo. 259-274.

- Lisón Tolosana, Carmelo 2004 (1979): *Antropología cultural de Galicia*. Madrid: Ediciones Akal.
- Lutz, Helma 2000a: Migration als soziales Erbe. Biographische Verläufe bei Migrantinnen der ersten und zweiten Generation in den Niederlanden. In: Dausien, Bettina; Callo- ni, Marina; Friese, Marianne (Hg.): *Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung*. Bremen: Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 7. 38-61.
- Lutz, Helma 2000b: Biographisches Kapital als Ressource zur Bewältigung von Migrati- onsprozessen. In: Gogolin, Ingrid; Nauck, Bernhard (Hg.): *Migration, gesellschaftli- che Differenzierung und Bildung. Resultate des Forschungsschwerpunktprogramms FABER*. Opladen: Leske und Budrich. 179-210.
- Leib, Jürgen 1984: Die Rückkehr der spanischen Arbeitsmigranten. Rahmenbedingungen, Umfang, Gründe, räumliches Verteilungsmuster und Ergebnisse empirischer Unter- suchungen in ausgewählten Provinzen. In: Mertins, Günter (Hg.): *Untersuchungen zur spanischen Arbeitsmigration*. Marburg/Lahn: Marburger Geographische Schrif- ten, Heft 95. 151-214.
- Mahnig, Hans und Etienne Piguet 2003: Die Immigrationspolitik der Schweiz von 1948 bis 1998: Entwicklung und Auswirkungen. In: Wicker, Hans-Rudolf; Fibbi, Rosita; Haug, Werner (Hg.): *Migration und die Schweiz. Ergebnisse des Nationalen For- schungsprogramms „Migration und interkulturelle Beziehungen“*. Zürich: Seismo. 65-108.
- Mihciyazgan, Ursula 1991: Rückkehr als Metapher: Die Bedeutung der Rückkehr in der Le- bensplanung und –praxis türkischer Migranten. In: Barkowski, Hans; Hoff, Gerd R.: *Berlin Interkulturell. Ergebnisse einer Berliner Konferenz zu Migration und Pädago- gik*. Berlin: Colloquium Verlag. 267-277.
- Moreno Feliú, Paz 1997: Da ficción do matriarcado á economía informal: Modelos e relacións de xénero na cultura galega. In: González Reboredo, Xosé Manuel (Coordinador): *Artesanía, Sociedade*. Tomo XXVI, Galicia Antropoloxía. A Coruña: Hércules de Ediciones. 266-297.
- Niederberger, Josef Martin 1981: Die politisch-administrative Regelung von Einwanderung und Aufenthalt von Ausländern in der Schweiz – Strukturen, Prozesse, Wirkungen. In: Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim; Hondrich, Karl-Otto (Hg.): *Ausländer in der Bundes-republik Deutschland und der Schweiz*. Frankfurt a.M./New York: Campus. 22-123.
- Philipper, Ingeborg 1997: *Biographische Dimensionen der Migration. Zur Lebensgeschichte von Italienerinnen der ersten Generation*. Weinheim: Beltz.

- Richter, Marina 2000: Gedachte und gelebte Geschlechterbeziehungen. Momente aus dem Leben Galicischer Migrantinnen und Migranten in Zürich. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit am Geographischen Institut der Universität Zürich.
- Richter, Marina 2004: Contextualizing Gender and Migration: Galician Immigration to Switzerland. *International Migration Review* 38 (1). 263-286.
- Ricker, Kirsten 2000: „... und da weiss man nicht mehr, wo man steht.“ Lebensgeschichten französischer Migrantinnen. In: Dausien, Bettina; Calloni, Marina; Friese, Marianne (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung. Bremen: Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 7. 79-97.
- Rivas, Manuel 1999: Profession: émigré. *Le Monde diplomatique*, Supplément: Galice, le renouveau, Novembre 1999 I. 3.
- Roseman, Sharon und Heidi Kelley (eds.) 1999: Ethnographic Explorations of Gender and Power in Rural Northwestern Iberia. *Anthropologica* 41 (2). 87-166.
- Roseman, Sharon 2002: „Strong Women“ and „Pretty Girls“: Self-Provisioning, Gender, and Class Identity in Rural Galicia (Spain). *American Anthropologist* 104 (1). 22-37.
- Rosenthal, Gabriele 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/M.: Campus.
- Ruíz Fernández, Beatriz 1999: A Galicia externa. Identidade complexa versus identidade simple. O caso das emigrantes retornadas de Vigo e o seu contorno. In: Gondar Portasany, M. (Coordinador): Actas o feito diferencial galego III: Antropoloxía Vol.I. Santiago de Compostela: Mueso do Pobo Galego.
- Spülbeck, Susanne 1997: Biografie-Forschung in der Ethnologie. Hamburg: Lit-Verlag.
- Stauth, Georg 1986: Remigration and Social Change. In: Universität Bielfeld, Fakultät für Soziologie: Working Paper No. 84.
- Steinhilber, Beate 1994: Grenzüberschreitungen: Remigration und Biographie – Frauen kehren zurück in die Türkei. Frankfurt/M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Strauss, Anselm L. 1998 (1994): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink Verlag (UTB).
- Unger, Klaus 1983: Die Rückkehr der Arbeitsemigranten. Eine Studie zur Remigration nach Griechenland. Saarbrücken: breitenbach.
- Vilar, Juan Bautista y María José Vilar 1999: La emigración española a Europa en el siglo XX. Madrid: Arco Libros.
- Villares, Ramón 1999a (1985): Historia de Galicia. Madrid: Alianza.



- Villares, Ramón 1999b: Une vieille culture occidentale. *Le Monde diplomatique*, Supplément: Galice, le renouveau, Novembre 1999 I. 4.
- Wicker, Hans-Rudolf 2003: Einleitung: Migration, Migrationspolitik und Migrationsforschung. In: Wicker, Hans-Rudolf; Fibbi, Rosita; Haug, Werner (Hg.): Migration und die Schweiz. Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms „Migration und interkulturelle Beziehungen“. Zürich: Seismo. 12-62.
- Wolbert, Barbara 1990: Rückkehr: Statuspassage und Passageriten türkischer Migrantinnen. *Zeitschrift für Ethnologie* 115. 169-197.
- Wolbert, Barbara 1995: Der getötete Pass. Rückkehr in die Türkei. Eine ethnologische Migrationsstudie. Berlin: Akademie Verlag.
- Xunta de Galicia, Consellería de Emigración 2005a: Algunos apuntes sobre la emigración gallega. In: <[galiciaaberta.xunta.es/portal/site/emigracion/menuitem.8aaaea3da50bac587eae432527005fa0/](http://galiciaaberta.xunta.es/portal/site/emigracion/menuitem.8aaaea3da50bac587eae432527005fa0/)>, 08.08.2005.
- Xunta de Galicia, Consellería de Emigración 2005b: Retorno en Galicia, evolución últimos cinco años (datos hasta el años 2003). In: <[galiciaaberta.xunta.es/portal/site/emigracion/menuitem.876d8445elb35f2a06c5aa15f03900a0/](http://galiciaaberta.xunta.es/portal/site/emigracion/menuitem.876d8445elb35f2a06c5aa15f03900a0/)>, 08.08.2005.
- Xunta de Galicia, Consellería de Emigración 2005c: Retorno en Galicia, últimos datos (año 2003). In: <[galiciaaberta.xunta.es/portal/site/emigracion/menuitem.8760489c045b5f2a06c5aa15f03900a0/](http://galiciaaberta.xunta.es/portal/site/emigracion/menuitem.8760489c045b5f2a06c5aa15f03900a0/)>, 08.08.2005.